Princeton University Library
32101 060430285

IRMER

VOLKERDAMMERUNG
IMSTILLEN OZEAN

.492

Digitized by Google

LIBRARY
OF
PRINCETON UNIVERSITY

Google

Völkerdämmerung im Stillen Ozean

von

Georg Irmer

2. Auflage

LEIPZIG 1915
Verlag von S. Hirzel

Library of

Princeton University.

Völkerdämmerung im Stillen Ozean

von

Georg Irmer

„Πάντα ῥεῖ."
Heraklit.

Zweite Auflage

UNIVERSITY
LIBRARY

Leipzig 1915
Verlag von S. Hirzel

Digitized by Google

Copyright by S. Hirzel at Leipzig, 1915
(Vorschrift zum Schutze des Urheberrechts in Amerika)

Das Recht der Übersetzung ist vorbehalten.

Digitized by Google

Meinem Sohne

Leopold Irmer.

(Gefallen für sein Vaterland am 17. Juni 1915.)

1950
.432

MAR 101916 358404

Digitized by Google

1. Aus der Vergangenheit.

„Wir können die Geſchichte der Vergangenheit weder ignorieren, noch können wir die Zukunft machen."
Bismarck, 16. April 1869.

Die Auffindung des Stillen Ozeans vor 400 Jahren war nicht das Spiel eines blinden Zufalls. Der tapfere Balbao war ſich ohne Zweifel ſchon der weltgeſchichtlichen Bedeutung ſeiner Entdeckung bewußt. Andernfalls hätte er nicht mit ſo großer Feierlichkeit für die Krone Spaniens von dem neuen Weltmeere Beſitz ergreifen können: die Fahne der heiligen Jungfrau in der Hand, in glänzender Rüſtung ſchritt er in die Wellen der Sankt Michaels-Bucht hinein, unter dem Donner der Geſchütze und dem Weiheſpruch ſeiner Feldgeiſtlichen. Es war nicht ſeine Schuld, daß die Entdeckung damals nicht ſo ausgenutzt worden iſt, wie ſie es verdiente. Verblutete doch Balbao ſchon ein Jahr ſpäter im Angeſicht des von ihm aufgefundenen Weltmeeres unter dem Henkerbeile eines Pizarro. Auch die Umſchiffung Südamerikas und die Durchquerung des Stillen Ozeans, die Magelhaes einige Jahre ſpäter glückte, blieben ohne Segen.

Digitized by Google

Die Schuld daran lag in Europa, an der Zerrissenheit und Machtlosigkeit des deutschen Reiches, dem das koloniale Spanien damals durch Personalunion angegliedert war. Es fehlte die mächtige organisatorische Faust, die alle nationalen Kräfte des Volkes zum einheitlichen Wirken daheim zusammenzwang und den heraufbrausenden Frühlingswind einer neuen großen Zeit in die Flügel der deutschen Mühlen leitete. Und doch vereinigte Kaiser Karl V. unter seinem Szepter eine Machtfülle, wie sie kaum ein deutscher Herrscher — selbst Karl der Große nicht — jemals besessen hatte. Der größere Teil des kultivierten Europa war ihm untertan, und in seinem Weltreiche ging die Sonne nicht unter. Die Epoche der Renaissance hatte die deutsche Kultur in allen ihren Ausstrahlungen zur wundervollen Blüte gebracht. Gutenberg hatte eben erst das deutsche Volk lesen gelehrt, Martin Luther schuf eine alldeutsche Schriftsprache, Dürer und Holbein traten in der Kunst einem Tizian wetteifernd zur Seite; der deutsche Handel beherrschte die ganze bekannte Erde, und die Wechsel der großen Handelshäuser der Fugger und Welser in Augsburg waren in allen Landen diesseits und jenseits der Meere vollwertig wie heute die Noten der Bank von England. Indes trotz dieser Kulturhöhe, trotz des sprichwörtlichen deutschen Reichtums begann gerade damals sichtlich der Verfall der politischen Macht des deutschen Kaiserreichs; und der blütenreiche Völkerfrühling, der vor aller Augen in Europa und von jenseits der Weltmeere heraufzog, brachte für das deutsche Volk nicht die erhoffte Ernte. Aber an diesem deutschen Elend der Zerrissenheit und Machtlosigkeit waren nicht die Gegensätze

Digitized by Google

der deutschen Stämme schuld, wie man so oft liest und hört. Nein, es waren das uralte unausrottbare Hausgespenst des Römischen Reichs, der dynastische Hader der Fürsten unter sich und mit dem Reichsoberhaupt und der blinde Hödur des neuen konfessionellen Kampfes, die hinderten, daß die große Zeit das deutsche Volk in Sinneseinheit und Wehrhaftigkeit bereit fand. So ging diese erste glänzende Wiegezeit deutscher Weltpolitik ohne Segen an uns vorüber. Ob die große Zeit unserer Tage mit dem wundervollen heroischen und einmütigen Aufschwung des deutschen Volkes dem Reiche endlich eine würdige Nachlese bringen wird? Ein guter Gott schütze uns, daß wir nicht am Ende wieder politisches Treibholz werden, wie es Deutschland leider jahrhunderterlang gewesen ist. —

Für die deutsche Geschichte ist somit die Auffindung des größten Meeres der Erde von keiner epochalen Tragweite gewesen. Aber für die neue Welt in Amerika ist dieser Sankt Michaels-Tag des Jahres 1514 ein Gedenktag erster Ordnung, besonders für Kalifornien mit seinen unberechenbaren Zukunftsmöglichkeiten. Es ist daher sehr verständlich, daß man in den Vereinigten Staaten von Amerika diesen Tag nicht ungefeiert vorübergehen lassen wollte. Schon seit längerer Zeit hatte man dort umfassende Vorbereitungen getroffen für eine solche Erinnerungsfeier. Ein Völkerfest sollte es werden, wie es die Erde bisher noch nicht gesehen hatte, durchaus eigenartig, ganz modern. Den Mittelpunkt sollte die pomphafte Eröffnung des Panama-Kanals bilden, jenes Riesenmeisterwerkes menschlichen Könnens und Wollens, von dem schon vor fast hundert Jahren

Digitized by Google

Goethe geträumt hatte. Das Erſcheinen der neueſten und ſtärkſten Kriegsſchiffe aller ſeegewaltigen Mächte ſollte eine grandioſe Rundſchau geben über die Seekriegsrüſtung unſerer Tage. Und als Gegenſtück dazu ein glänzendes Augenblicksbild des Völkerfriedens: am Goldenen Tore des Stillen Ozeans, in dem aus der Aſche wieder neu erſtandenen San Franzisko eine Weltausſtellung aller menſchlichen Kultur der heutigen Erde.

Kurz vor dem Ausbruch des Krieges kamen amerikaniſche Sendboten über das Meer, um die Nationen Europas für die Teilnahme an dieſem friedlichen Völkerfeſte zu gewinnen; auch zu uns. Einer der Träger dieſer Einladung war Dr. Sutro, ein volkstümlicher Mann aus dem deutſchen Leben in Amerika, wie es ſein Bruder, der verſtorbene Bürgermeiſter von San Franzisko auch geweſen war. Frankfurter Leute oder vom Rhein. Man wußte, daß der Weißkopf mit dem ſcharfgeſchnittenen klugen Geſicht in der deutſch-amerikaniſchen Bewegung, in Vereinen und in der Preſſe eine führende Rolle ſpielte; daß hinter ſeinem Auftrage die Wünſche von Millionen von Deutſch-Amerikanern ſtanden. Er kam mit einem deutſchen Händedruck von drüben. Wer die großen Pflanzſtätten deutſcher Kulturarbeit in der Neuen Welt geſehen hat, überall da, wo die deutſchen Einwanderer noch ihr Deutſchtum im engliſchen Meer ſich bewahrt haben, wer ſie beſucht hat, die wundervollen deutſchen Siedelungen in Kalifornien, weiß, wie ſtark und warm dort in der Ferne noch die Liebe zur alten deutſchen Heimat glüht. Uns allen, die wir das Ausland aus jahrelanger praktiſcher Erfahrung kennen, war es damals recht unbehaglich zumute, als

Digitized by Google

man die Werbung der Deutsch-Amerikaner an der Reichstür abwies; höflich und kühl. Es wird noch unvergessen sein, daß dann an Stelle der Reichsregierung das nichtamtliche Deutschland für den Weltausstellungsgedanken in San Franzisko eintrat: Ballin mit seiner Willenskraft und seinem weitschauenden Seemannsauge voran. Leider ohne Erfolg. Nun, heute mitten im Weltkrieg begreift man die ablehnende Haltung der Reichsregierung von damals. Die politischen Gewitterwolken zogen in jenen Tagen schon so gefährlich tief über Europa, daß eine vorsichtige Regierung unsere Industrie, Handel und Schiffahrt mit solchen kostspieligen weitsichtigen und am Ende doch zunächst dekorativen Aufgaben nicht belasten durfte. Aber völlig unverständlich wird es uns immer bleiben, daß man sich nicht zufrieden gab mit einer einfachen Ablehnung der amerikanischen Einladung. Man mußte doch wissen, daß schon das einfache „Nein" einen Werber hart genug trifft. Ein übereifriges Reptil, dem man die offiziösen Preßfedern schon von weitem ansah, beeilte sich darüber hinaus noch einen giftigen Aufsatz gegen den Träger der Mission in die leider oft allzu willfährige Presse einzuschmuggeln. Ein Glück war es, daß Dr. Sutro in dem Lande der „Huronen" wohnte, und daß ihm das hübsche Lehrgedicht Seumes von der „übertünchten Höflichkeit Europens" noch aus der Schule bekannt war. Er hat die Sache nicht tragisch genommen. Und heute? Dr. Sutro und seine literarischen Freunde sammeln dafür jeden Tag drüben feurige Kohlen auf unser Haupt! Sie sind heute in den Vereinigten Staaten die Männer, die allen anderen voran in ihrer Presse kühn und um-

Digitized by Google

ſichtig den Kampf aufgenommen haben für die Ehrenrettung des deutſchen Volkes gegen die engliſche Brunnenvergiftung! Aber das ſchlägt in das traurige Kapitel, wie man das Deutſchtum im Auslande nicht behandeln ſoll. Wird man unter den grünen Lampenſchirmen in den Berliner Amtsſtuben nach dem Kriege endlich lernen, deutſches Weſen in der Fremde weniger ſchablonenmäßig zu behandeln und richtiger zu bewerten? Nun, hoffen wir das Beſte, lieber Leſer! Aber eins bedarf heute ſchon der dringlichen Erwägung der Reichsregierung und auch des Reichstages: Kann es im Intereſſe der Erhaltung und Stärkung des Deutſchtums im Auslande liegen, daß jene Auslandsdeutſchen, deren Herzen da draußen ſo unverfälſcht kerndeutſch — auch unter dem aufgezwungenen engliſchen Rock — für Kaiſer und Reich ſchlugen, heute im alten Vaterland als „feindliche Ausländer“ behandelt werden? Sollte es wirklich für ſtaatsmänniſche Weisheit keinen andern Ausweg aus dieſem Konflikt zwiſchen Kriegsnotwendigkeit, die uns engliſcher Völkerrechtsbruch aufgezwungen hat, und Billigkeit geben, als den, die Träger und Verfechter des deutſchen Gedankens in der engliſchen Welt in der alten Heimat gefangen zu ſetzen? —

Nun iſt alles ſo ganz anders gekommen, als man hüben und drüben gehofft und erwartet hatte. Anſtatt am Goldenen Tor des Stillen Ozeans vom Felſenſchloß des märchenhaften Kliffhauſes in San Franzisko den Seelöwen auf den maleriſchen Seal Rocks zuzuſchauen, wie einſt „im Mai“, ſitzt man daheim und horcht geſpannt auf den Kanonendonner in Oſt und Weſt. Alles iſt bei uns auf Arbeit und ernſte Einkehr geſtimmt. Die

Digitized by Google

Weltausstellung drüben ist freilich eröffnet worden; aber die Gäste aus Europa sind ausgeblieben. Aus dem pomphaften Völkerfest der ganzen Kulturwelt ist eine bescheidene amerikanische Familienfeier geworden. Nicht allein das. An den festlichen Tisch Amerikas hat sich am Ende auch noch ein ungebetener Gast gedrängt: die große politische Sorge. Über den Eingangstoren der Weltausstellung in San Franzisko flimmern für jeden, der in den Zeichen der Zeit zu lesen versteht, auch wenn er nicht ein alttestamentlicher Prophet ist, die rätselhaften Drohworte der „gelben Gefahr" in Flammenschrift hervor, wie damals in mitternächtiger Stunde über der Tür im Palaste Belsazars. Der Panama-Kanal ist trotz aller Anstrengungen bis heute nicht fertig geworden. Alle Kraft und der ganze Erfindungsgeist menschlicher Technik unserer Tage steht da draußen auf der Landenge noch in hartem Schützengrabenkampf mit der gigantischen Gewalt des störrischen Erdgeistes. Ganz gewiß wird zuletzt der Mensch den Sieg davontragen. Aber vorläufig müssen die Vereinigten Staaten von Amerika auf die stärkste Waffe ihrer Seerüstung verzichten, den Panama-Kanal. Und dieser gewaltige Kriegshafen wiegt den Wert einer Schlachtflotte auf, und noch mehr. Zweifelsohne hatte man auch in Amerika auf Fried' und Friedenszeiten gehofft. Nun malt der Krieg auch da draußen im Stillen Ozean den Hintergrund in blutroten Farben, zunächst erst für Deutschland. Aber wer weiß, wie bald auch für die Vereinigten Staaten die Feuerprobe ihrer Wehrhaftigkeit kommt. Schon fischen die Japaner ungescheut nach dem Strandgut aus dem Schiffbruch der englischen Herr-

Digitized by Google

ſchaft im Stillen Ozean, in China, in Mikroneſien, nun auch im benachbarten Mexiko. Mißtrauiſch und unſchlüſſig ſehen die Amerikaner dem gefährlichen Treiben der gelben feſtgeſchloſſenen Nation zu. In Waſhington und San Franzisko müßten die Leute ja blind ſein, wenn ſie die Gefahr nicht erkennten, die langſam aber ſicher von Weſten heranſchleicht an die Union. Und in einer ſolchen Zeit, wo die japaniſche Gefahr bereits drohend an die amerikaniſchen Pforten pocht, verkauft man da drüben ſinnlos in elender Dollargier das notwendigſte Kriegsgut nach England, Rußland und Frankreich; wo man doch aus den harten Lehren dieſes Krieges lernen ſollte, wo man wiſſen müßte, daß die Stunde kommen wird, in der man Waffen und Wehr braucht zur Verteidigung der eigenen Erde! Wie wird das enden? Über Nacht ſind die Vorgänge im zukunftsreichen Stillen Ozean aktuell geworden. Was dort ſich vorbereitet, iſt die Löſung einer weltgeſchichtlichen Zukunftsfrage: Wer wird der Erbe ſein der engliſchen Flagge im Großen Ozean, die heute ſchon vor unſeren Augen ſich niederſenkt? Die weiße Raſſe in Amerika oder die gelbe in Aſien? —

Man weiß, daß dieſes Meer, das über Nacht der neueſte Tummelplatz der Weltpolitik geworden iſt, am Ende nichts anderes darſtellt, als die weite Totendecke für einen untergegangenen Erdteil, vielleicht den größten. Niemand vermag heute zu ſagen, wann und wie die Weltkataſtrophe hereinbrach, noch die Höhe der vernichteten alten Kultur zu ahnen, über deren Maſſengrab der endliche unerbittliche Richterſpruch alles Irdiſchen ſteht: Verſunken und vergeſſen! Nur ſchüchtern klingen uralte neuſee-

Digitized by Google

ländiſche Sagen von einer gigantiſchen Weltkataſtrophe im Stillen Ozean an das tragiſche Lied an, von der Sintflut im Pentateuch. In dem neuſeeländiſchen Waikarewarewa, auf deſſen ſchwankendem Geiſerboden man dem Erdgeiſt näher iſt als ſonſt, erzählte die geiſtvolle Maori-Ahnfrau, die berühmte Maggi, oft davon. Und jahrhundertelang iſt es in dieſen weiten Meeren faſt unheimlich ſtill geblieben, nirgends Verkehr, nirgends Leben und Handelslärm. In grauer Dämmerung lebte man dahin, als wenn man eine heilige Scheu davor gehabt hätte, den böſen Erdgeiſt tief unter der Meeresdecke zu neuen Wutanfällen gegen die Menſchheit aufzuwecken. Die Spanier und die übrigen europäiſchen Völker, die ihren Spuren folgten, haben im Stillen Ozean jahrhundertelang lediglich den ödeſten Raubbau getrieben, weder nennenswerten Handels- und Schiffsverkehr noch abendländiſche Kulturſtätten geſchaffen. Auch von engliſcher Seite iſt entfernt nicht ſo viel geſchehen, wie man gewöhnlich annimmt. England hat das zukunftsreiche Auſtralien, das heute eine der Weizenkammern für das britiſche Weltreich geworden iſt, durch brutale Menſchenjagden entvölkert, es bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts durch die Sklavenketten einer Verbrecherkolonie in ſeiner Entwickelung zurückgehalten und in Neuſeeland ſchonungslos mit Feuer und Schwert verſucht, das prachtvolle Volk der Maori, der nächſten Stammesverwandten der Samoaner, von der Erde zu vertilgen. Das ganze weite Mikroneſien überließ man gewiſſenlos dem wüſten Treiben von Riffpiraten und Walfiſchfängern. Und das alles geſchah im Namen der chriſtlichen Kultur! So wurde die weite See da draußen das Gelobte

Digitized by Google

Land für Abenteurer und Verbrecher aller Hautfarben und der Schauplatz der phantaſtiſchen Seeromane von Stevenſon und ſeinen Nachahmern. Für die Hebung des Seeverkehrs, für die Förderung von Handel und Kultur geſchah faſt nichts. Und wenn einmal in jener weiten Waſſeröde engliſche Kriegsſchiffe die Flagge zeigten, ſo geſchah es nur, wenn die Greueltaten der Seeräuber gar zu laut zum Himmel emporſchrieen. Als ich im Anfang der neunziger Jahre zum erſtenmal in dieſe weltenfernen Gegenden hinauskam, gab es nur eine einzige regelmäßige Dampferverbindung — alle vier Wochen — zwiſchen dem Süden und dem Norden des gewaltigen Meeres. Der Not gehorchend, nicht aus eigenem Triebe, benutzte ich damals ein kleines norwegiſches Segelſchiff, um über die Tauſende von Meilen in mein Schutzgebiet der Marſchallinſeln zu kommen. Von Sydney aus 30 Tage auf dem Meere, ohne Land zu ſehen! Aber ſo lernt man die See kennen und lieben, in wundervoller Einſamkeit, allein mit ſich, dem Himmel und dem Waſſer. Es war eben da draußen noch vor wenigen Jahrzehnten, wie es im Anfange der Bibel von der Erde heißt, alles wüſt und leer.

Kein Wunder alſo, daß bis tief in die Gegenwart hinein der Stille Ozean auch in der Politik noch fernab vom Guten und Böſen lag. Nur ſelten kam eine Kunde von dort nach Europa. Und was die europäiſchen Zeitungen brachten, war wenig mehr als abenteuerliche Geſchichten von Zentaurenkämpfen und Menſchenſchmauſereien der Eingeborenen, für das moderne Senſationsbedürfnis wirkungsvoll aufgemacht. Wer noch um die Mitte des letzten Jahrhunderts von einer Politik im fernen

Digitized by Google

Osten gesprochen hätte, würde bei zünftigen und unzünftigen Politikern ob solcher Phantasien nur einem mitleidigen Achselzucken begegnet sein. Der Teufel der Machtpolitik, des heutigen Imperialismus, hatte im Stillen Ozean seine blutige Arbeit noch nicht begonnen. Aber trösten wir uns — die Geschichte lehrt, daß hinter ihm her stets ein Engel zieht, der mit seiner Friedenspalme wieder neues Leben aus den Ruinen zaubert.

Digitized by Google

2. Deutſche Kulturarbeit im fremden Land.

„Die derbe wuchtige Urkraft,
Recht eigen der Germanen Natur,
Genährt, gepflanzt durch Kunſt und Wiſſenſchaft
Fördert der weiten Welt neue Kultur."
Aus dem Japaniſchen des Vicomte Aoki.

An keiner anderen Stelle der Erde erſcheinen die Entwicklungsperioden der menſchlichen Kulturgeſchichte ſo unvermittelt nebeneinander, wie dort im Stillen Ozean. Neben den kulturellen Urgeſteinen der Reſte von Naturvölkern in Auſtralien, auf den Rieſeninſeln und in den zentralen Archipelen die grundverſchiedenen indiſchen und chineſiſch-japaniſchen Kulturen im Weſten und Norden des Meeresbeckens — viel tauſend Jahre älter, als die mythiſche Zeitrechnung unſerer Bibel. In Mexiko, Zentralamerika, in Chile und Peru, in den Philippinen und zum Teil auch in den holländiſchen Inſeln treten die Übergangsperioden des Verſchmelzungsprozeſſes von alter Kulturarbeit mit der europäiſchen Bildung des Entdeckungszeitalters ſichtlich zutage. Dazu kommen endlich die jüngſten „Korallengebilde" der modernen engliſch-amerikaniſchen Ziviliſation, die in Kali-

Digitized by Google

fornien und in Auſtralien auf den verwitterten Grabſteinen des Urvölkerlebens faſt unter unſeren Augen emporgeſchoſſen ſind. Endlich ein weites tropiſches Neuland, das nennenswerte Kulturleiſtungen im heutigen Sinne noch nicht aufweiſt und aufgeſpart zu ſein ſchien für neue europäiſche und insbeſondere deutſche Koloniſationsarbeit: das mikroneſiſche Gebiet. —

Gerade heute iſt es für das deutſche Volk von beſonderem Intereſſe, ſich der Tatſache zu erinnern, daß vor 100 Jahren ein Deutſcher von Geburt der Pfadfinder für dieſes weite inſulare Neuland im Stillen Ozean geworden iſt: der Kapitän von Kotzebue, der Sohn des unglücklichen Luſtſpieldichters. Und auch ſeinen wiſſenſchaftlichen Begleiter, Adalbert von Chamiſſo, darf man mit Fug und Recht als Deutſchen anſprechen. Wer kennt im deutſchen Land nicht ſeine rührende Erzählung der Schickſale Peter Schlemihls, der nichts anderes iſt als das packende Urbild des gemütvollen Deutſchen in der Fremde! Bei meinen Kreuz- und Querfahrten im Stillen Ozean konnte ich oft den Spuren der beiden Männer folgen. Als ich im Jahre 1894 auch nach der Ratakinſel Wotje kam, traf ich dort neben dem Krankenlager des Häuptlings Murgil den letzten noch lebenden Zeugen jener merkwürdigen Forſchungsreiſe. Und jedesmal, wenn ich bei der Durchſicht meiner alten Reiſephotographien das Bild des greiſen kanakiſchen Herrn mit dem Runengeſicht und dem langen dünnen Ziegenbart finde, freue ich mich an dem Gedanken, daß es Deutſche geweſen ſind, die dieſen ſpäteren Tummelplatz der jungen deutſchen Kolonialbewegung zuerſt erforſcht haben. Sonſt aber ſind die Deutſchen

Digitized by Google

von allen Kulturvölkern die letzten gewesen, die auf dem Arbeitsfelde im Stillen Ozean als Mitbewerber erschienen. Sie fanden dort nur wenige weiße Leute. — Und die waren auch danach. Es ging den neuen Ankömmlingen wie dem Trinkulo im „Sturm“: Der liebe Gott führte sie mit gar wunderlichen Schlafburschen zusammen. Was sich an Europäern dort vorfand, hatte meist unter dem weißen Fell ein recht dunkles Gewissen. Auch zu meiner Zeit noch durfte man nicht jeden Koprahändler oder Schunerkapitän auf Treu und Glauben fragen: „Woher er kam der Fahrt, noch wie sein Nam' und Art!“

In jener wilden Zeit waren die einzigen Kulturträger da draußen die Sendboten der verschiedenen christlichen Missionen. Bei allem Segen aber, den sie unter den Eingeborenen geschaffen haben, litten die Missionare mit seltenen Ausnahmen an demselben Grundfehler: sie waren weit weniger darauf bedacht, die farbigen großen Kinder zuerst zu Menschen zu bilden, bevor sie aus ihnen Christen machten. Daneben hatte die Missionstätigkeit fast immer einen recht „weltlichen“ Beigeschmack gehabt. Die englischen Missionare sind, wie überall in der Welt, so auch im Stillen Ozean stets ausgesprochen politische Agenten der britischen Weltherrschaft gewesen, aber auch des Handels. Das berüchtigtste Beispiel dafür ist wohl der ehemalige Missionar Stokes, den vor zwei Jahrzehnten die Kongo-Regierung um keiner anderen Tugend willen aufhängen ließ, als weil diese christliche Seele Hinterlader an die Schwarzen verkauft hatte. Die englische Mission kennt eben nun einmal das Evangelium nur in dem buntfarbigen Einband des

Digitized by Google

„Union-Jack“. Ihren Kampf gegen die Bedürfnislosigkeit der Eingeborenen nehme ich ihnen dabei durchaus nicht übel. Mit Leuten, die keine europäischen Bedürfnisse haben, nichts kaufen und eintauschen, kann man keinen Handel treiben. Und wenn die englischen Missionare überall, auch in jenen tropischen Zonen von infernaler Hitze, die Eingeborenen von dem Vorteil haltbarer Hemden und Hosen an Stelle der landesüblichen Grasröcke und Feigenblätter zu überzeugen suchten, so taten sie es zunächst zwar im Namen der christlichen Moral, aber letzten Endes ganz gewiß auch — im Interesse des heimischen Leinenhandels. Die Boston-Missionare des amerikanischen Dienstes im Stillen Ozean machten das auch. Aber man kann diesen Amerikanern — und ich habe sie jahrelang aus nächster Nähe sorgfältig überwachen können — doch die Anerkennung nicht versagen, daß sie da draußen an tüchtiger Kulturarbeit unvergleichlich mehr geleistet haben, als die englischen Missionare. Ihrer aufopfernden Tätigkeit ist es in erster Linie zu danken, daß in den Inselgebieten aus wilden Menschenfressern und blutgierigen Riffpiraten friedliche Menschen geworden sind. Die Amerikaner beschränkten sich nicht allein auf Beten, Singen und Teetrinken. In den Marschall-Inseln gab es schon zu meiner Zeit keine jungen Leute mehr, die in der amerikanischen Missionsschule auf Kusaie nicht lesen und schreiben gelernt hatten. Bedauerlich ist es nur, daß sie gleich den Engländern auf den einzelnen Inseln fast ausschließlich schwarzbraune Hirten für die Kanaker-Schäfchen verwenden. Blinde eignen sich aber nicht zu Blindenführern. Am allerwenigsten sollte es erlaubt

Digitized by Google

ſein, dieſe wunderlichen Heiligen auch auf uns in Deutſchland loszulaſſen; auch nicht um der Kurioſität willen, oder weil ſie „weit her“ ſind. Habe ich doch einen dieſer Untermiſſionare, namens Nanepei, der zu meiner Zeit ein einflußreicher Häuptling in dem blutüberſtrömten, damals noch ſpaniſchen Ponapé war, vor zwei Jahren zu meiner nicht geringen Überraſchung — in Steglitz wieder getroffen. Dieſer alte, äußerſt geriſſene Burſche mit einer recht fragwürdigen Vergangenheit, der da draußen in den Karolinen noch in der „ſchattigen Livrei der goldenen Sonne“ und im feſtlichen Grasrock herumwandelte, verkündete im ſchwarzen Habit als frommer Nachmittagsprediger das Evangelium, ausgeſucht — den Berlinern! —

Nun, Miſſion iſt nur ein Hilfsmittel der Kultur, wenn auch ein recht wichtiges. Nach einem alten Wort holt zwar das Gebet den Segen vom Himmel, aber ebenſo ſicher iſt es, daß allein die Arbeit ihn aus der Erde gräbt. Niemand, der über das Meer geht, um an der Erſchließung von Neuland mitzuarbeiten — gleichviel ob als Miſſionar, ob als Kaufmann, als Pflanzer oder Händler — darf in ſeinem koloniſatoriſchen Beruf vergeſſen, daß die Arbeit die beſte Erzieherin der Menſchheit iſt. Darum wird in überſeeiſchen Gebieten die erſte wichtigſte Grundlage, ſozuſagen die Elementarſchule für alle Kultur, ſtets die Erziehung der eingeborenen Bevölkerung zur Arbeit ſein. Und das deutſche Volk, das in die Gebiete des Stillen Ozeans hinausgezogen iſt, hat nach dieſer Richtung hin den andern ein gutes Beiſpiel gegeben. Die Angelſachſen überließen die Fronarbeit überall, wo ſie hinkamen, den Eingeborenen

Digitized by Google

allein, in den amerikanischen Küstengebieten den Negern und Chinesen, in den Insel-Archipelen den Kanakern; auch die Inder holten sie herbei, so nach den Fidji-Inseln. Die Deutschen haben überall selbst die Hände mit gerührt, auch in den tropischen Ländern; sogar vor der furchtbaren Arbeit des Zuckerschneidens in Queensland schreckten sie nicht zurück. Stephan von Kotze weiß in seinem köstlichen Humor ein Liedchen davon zu singen. Für Nichtstuer hat heute die Erde keinen Platz mehr, und jede ehrliche Arbeit, das tägliche Brot zu verdienen, ist gleich anständig. Mit dieser Arbeitsfreudigkeit haben unsere Landsleute auch im Stillen Ozean sich ihr bescheidenes Plätzchen an der Sonne zu erwerben verstanden. Darum wird die deutsche Arbeit in der Kulturgeschichte des Stillen Ozeans, auch wenn wir die Letzten waren, die dort hinauskamen, immer ein sehr bedeutsames Moment bilden; aber nicht nur für das jungfräuliche Neuland des weiten Inselgebietes, sondern auch für die modernen Staatengebilde auf spanischer, englischer und amerikanischer Kulturunterlage.

Unternehmende Kaufleute aus Hamburg und aus dem hannoverschen Land sind es gewesen, die schon um die sechziger Jahre dort draußen von den Philippinen bis nach Samoa die Bahn frei machten für den europäischen Handel und damit für die abendländische Lebenskultur. Die Organisation des für die deutsche Industrie und Landwirtschaft gleich wichtigen Koprahandels in Verbindung mit dem Austausch europäischer Erzeugnisse aller Art ist ihr Werk und ihr Verdienst. In Honolulu, in Queensland, in den Fidji-Inseln bauten die deutschen

Digitized by Google

Koloniſten Zuckerrohr und gründeten die erſten Zuckermühlen. Klaus Spreckels aus dem hannoverſchen Lambſtedt heißt in Amerika nicht umſonſt der „Zuckerkönig“. Auch für die blühende amerikaniſche Zuckerrübeninduſtrie iſt der alte Klaus der Bahnbrecher geweſen. In den weſtlichen Küſtenſtaaten von Amerika, in Mittel- und Südauſtralien ſind die Deutſchen die führenden Weizenbauern geworden. Ihnen verdankt man auch die Kultur der europäiſchen Baumfrüchte vom Apfel bis zur Zitrone, vor allem auch die Einführung der Weinrebe. Kalifornien rühmt ſich heute der umfangreichſten Weingelände und der größten Weinkellereien der Welt. Dieſen Ruhm verdankt es den deutſchen Weinbauern aus der Rheinpfalz, Baden und dem Moſeltal. Aber ich glaube nicht, daß die auſtraliſchen Weinanlagen um Seppeltsfeld herum und die dortigen Weinkeller mit ihren Rieſenfäſſern, die das berühmte Heidelberger Gebind bei weitem überragen, zurückſtehen hinter den kaliforniſchen. Der alte Seppelt, an engliſchen Pfunden und an Kindern reich, iſt der anerkannte Weinkönig im Antipodenlande. Das deutſche Weinland von Tanunda, Hahndorf, Lobethal, Blumberg iſt ein einziges großartiges Ehrendenkmal deutſchen Fleißes. Überall klingt heute noch dort die deutſche Zunge und das deutſche Lied. In dem abgelegenen Neuſeeland kennt man allerwärts die Gilde der deutſchen „Zwiebelbauern“, die faſt die ganze Südſee mit der dort ſehr begehrten Gartenfrucht verſorgen. In den größeren Küſtenplätzen an der ganzen amerikaniſchen Küſte und überall in Auſtralien ſind es die Deutſchen recht eigentlich geweſen, die den Handwerkerſtand ſchufen. Sie waren die erſten

Digitized by Google

Bierbrauer in Kalifornien, in Auſtralien und ſpäter auch in Japan und China. Wo es in den Ländern des Stillen Ozeans Induſtrien gibt, gründen ſich ihre Anfänge auf deutſcher Arbeit; überall, wo das deutſche Volk auftrat, wurde es der Sauerteig des wirtſchaftlichen Lebens.

Unzweifelhaft tritt der Einfluß der deutſchen Kulturarbeit am ſtärkſten bei der Erſchließung des auſtraliſchen und kaliforniſchen Landes zutage. Das ſind zugleich die beiden Gebiete im Bereich des Stillen Ozeans, denen eine Maſſeneinwanderung von Hunderttauſenden von Deutſchen zugefloſſen iſt. In den dortigen Volksmiſchungen ſteht der deutſche Stamm gleich hinter der angelſächſiſchen Raſſe, an zweiter Stelle. Dort unter engliſcher Flagge, hier unter den amerikaniſchen Streifen und Sternen. Der inſulare Charakter, den Kalifornien bis zur Erbauung der erſten Pazifikbahn im Jahre 1869 ſeiner gänzlichen Abgeſchloſſenheit von dem amerikaniſchen Oſten verdankte, machte dieſen amerikaniſchen Staat mit Auſtralien ſchickſalsverwandt. Sie ſind beide jahrelang in ihrer Erſchließung von ihren Beſitzern unverantwortlich vernachläſſigt worden. Ihre Kultur reicht nicht über die vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hinaus. Dort wie hier gab es das wilde Intermezzo eines Hexenſabbats der Goldfunde; und dahinter kam eine treibhausartige Entwicklung zu glänzender Blüte. Was bei uns im alten Europa jüngſte Vergangenheit iſt, hat dort den Vollwert der Geſchichte. Alles drängt ſich auf den engen Zeitraum von kaum einem Jahrhundert zuſammen, und die kurze Spanne von zehn Jahren bedeutet ſo viel wie bei uns eine Epoche. Was

Digitized by Google

wir in unſerer Jugend über große Völkerwanderungen und Bildung neuer Staaten nur geleſen und gelernt haben, das hat ſich dort draußen in ſtürmiſchem Entwicklungsprozeß vor unſeren leibhaftigen Augen abgeſpielt unter Anteilnahme von Hunderttauſenden von Deutſchen. Keine Geiſter der Geſchichte gehen da draußen um, noch erinnern ſteinerne Zeugen an eine tauſendjährige Kulturvergangenheit. Die beiden glänzendſten Metropolen von Auſtralien und Kalifornien, Melbourne und San Franzisko waren vor etwa 60 Jahren noch Marktflecken mit ein paar Hütten und einer Whiskyſchänke. Heute ſtehen ſie an Bedeutung für den Welthandel hinter europäiſchen Haupthandelsplätzen wie Hamburg und Amſterdam nicht mehr zurück. Auckland, die natürliche Hauptſtadt Neuſeelands, heute neben Sydney eine Königin des Südſeehandels, iſt etwa um dieſelbe Zeit wie San Franzisko gegründet. Als ich im Jahre 1908 zum erſten Male das neuſeeländiſche Wunderland, ein fortlaufendes Kinobild aus Tauſend und einer Nacht, beſuchte, ſprach ich auch bei dem Gründer Aucklands, Sir John Campbell vor. Beim fünfzigſten Jubeltag der Stadt iſt dem alten Medizinmann der Adel verliehen worden. Der geiſtig und körperlich noch friſche „Vater der Stadt“ — damals bereits 93 Jahre alt! — zeigte mir in ſeinem Garten die blechbedachte Blockhütte, die er nach ſeinem Eintreffen mit einem armſeligen Segelboot in dem Hauraki-Golf 1840 gebaut hatte. Das war das erſte Haus dieſer heute ſo mächtigen Tropenſtadt — von ausſchließlich Holzpaläſten, denn der unruhige Feuergeiſt unter der neuſeeländiſchen Erde duldet dort keine Steinbauten. Auch

Digitized by Google

das Parlament in Wellington muß ſich bis auf den heutigen Tag noch — mit Holz begnügen! —

In Kalifornien und in den benachbarten Küſtengebieten kommt das Deutſchtum auch im öffentlichen Leben ſtark zum Ausdruck. In Auſtralien iſt das weniger der Fall. Hier wohnen nur etwa hunderttauſend Deutſche, die deutſche Sprache und heimiſches Weſen ſich bewahrt haben; alle übrigen ſind bereits im engliſchen Meer unwiederbringlich verloren gegangen. Dort iſt die Einwohnerzahl gewaltig größer. Aber in der Kopfzahl allein liegt der ſtärkere Einfluß des Deutſchtums in Kalifornien nicht. Es iſt das ſtolze Selbſtbewußtſein, das die eingewanderten Deutſchen den freien Amerikanern abgelernt haben, und das ein Verkriechen deutſchen Weſens vor den anderen Nationalitäten nicht duldet. So zeigt ſich das deutſche Leben in Amerika nicht allein in den vier Wänden von Kirchen, Schulen und Vereinen; werbend und wirkend tritt es auch öffentlich auf allen Gebieten des geiſtigen Lebens ohne Scheu heraus. Man feiert Waſhingtons Geburtstag, aber auch den des Deutſchen Kaiſers. Das Deutſchtum iſt eine Macht geworden, mit der man rechnen muß, auch in der Politik und in der Preſſe. Gemütstiefe Dichter, vortreffliche Publiziſten ſind auf dem Boden des amerikaniſchen Deutſchtums erſtanden, die nicht müde geworden ſind, den Deutſchen das Gewiſſen zu ſchärfen; vor allem zum Feſthalten an der deutſchen Sprache und dem alten Vaterland:

Kein Baum gehörte mir von Deinen Wäldern,
Mein war kein Halm auf Deinen Roggenfeldern;

Digitized by Google

Und ſchutzlos haſt Du mich hinausgetrieben,
Weil ich in meiner Jugend nicht verſtand,
Dich mehr, und weniger mich ſelbſt zu lieben.
Und dennoch lieb' ich Dich, mein Vaterland!

O würden jene, die zu Hauſe blieben,
Wie Deine Fortgewanderten Dich lieben,
Bald würdeſt Du zu einem Reiche werden
Und Deine Kinder gingen Hand in Hand;
Sie machten Dich zum größten Land auf Erden,
Wie Du das beſte biſt, o Vaterland!

Das war die deutſchnationale Stimmung, die überall jenſeits des Ozeans in der deutſch-amerikaniſchen Dichtung zum Ausdruck kam, auch in Kalifornien. Die zweite Heimat galt nur als Pflegemutter, die rechte Mutter blieb Deutſchland. Und dieſer Pulsſchlag warmen heimatlichen Empfindens für deutſche Sprache und deutſches Weſen durchzieht beſonders fühlbar die großen Städte, vor allem San Franzisko, die ſtolze Herrſcherin des Stillen Ozeans.

Demgegenüber hat das Deutſchtum in Auſtralien lange Zeit faſt ganz auf ein Hervortreten im öffentlichen Leben verzichtet. Es hat niemals das Glück gehabt, unter eine einheitliche geiſtige Führung zu kommen. Was von Deutſchland aus den Kreiſen der höheren Schulen oder mit Univerſitätsbildung ausgewandert iſt, wandte ſich in der Zeit der Segelſchiffe dem näheren Amerika zu. Auch von denen, die über die wilde Jagd nach dem republikaniſchen Irrlicht 1848 das köſtlichſte Gut des

Digitized by Google

Menſchen, das Vaterland, verloren und ſich über das Meer retteten, faßte die Mehrzahl in den Vereinigten Staaten feſten Fuß. Nach dem fernen Auſtralien ſind nur einzelne damals gekommen; außer dem auſtraliſchen Botaniker Profeſſor v. Müller und dem Freunde Mommſens Dr. Püttmann wüßte ich kaum noch Namen zu nennen. Der Sohn Püttmanns iſt der einzige deutſch-auſtraliſche Dichter geworden; aber auch nur „ein kleines ſtilles Leuchten". Die erſte Maſſeneinwanderung nach Auſtralien ſetzte ſich eben faſt ausſchließlich aus Bauern, Landarbeitern, Handwerkern zuſammen. Das war etwa um das Jahr 1836. Damals waren in Preußen die trüben Tage der Unionswirren heraufgezogen. Es war damit leider ſo weit gekommen, daß ſich der Staat Friedrichs des Großen bis zu Religionsverfolgungen hinreißen ließ. Im brandenburgiſchen Land aber waren die „Paul Gerhardts" noch nicht ganz ausgeſtorben; und die unglücklichen Polizeimaßnahmen des Miniſters v. Altenſtein brachten es im neunzehnten Jahrhundert fertig, noch einmal Märtyrer zu ſchaffen — in der lutheriſchen Kirche. Ganze Gemeinden mit Kind und Kegel, Pfarrer und Lehrer an der Spitze, verließen in dieſer Zeit die Heimat auf Nimmerwiederſehen. Ein ſehr großer Teil von ihnen kam damals mit Segelſchiffen nach Südauſtralien, beſiedelte das Gartenland im Murray-Tal; viele Tauſende folgten noch nach Jahren der erſten glücklichen Einwanderung. Dieſen rein bäuerlichen Charakter, durchtränkt von einer unerſchütterlichen Frömmigkeit, aber auch von der ganzen konfeſſionellen Starrheit des altlutheriſchen Bekenntniſſes haben die deutſchen Siedelungen in Auſtralien ſich bis

Digitized by Google

auf den heutigen Tag erhalten. So iſt es gekommen, daß das Deutſchtum da unten nichts von der Schwungkraft der neuen Zeit hat. Es erſcheint wie eine Art Aſchenbrödel im modernen engliſchen Hauſe. Wo es einmal hervortritt, zeigt es die ängſtliche Beſcheidenheit des verſchüchterten Landmädchens, das zum erſtenmal ein vornehmes Gaſthaus der Großſtadt betritt. Das deutſche Leben in Auſtralien hat auf den erſten Blick einen ſtark weltfremden Zug, aber darum pulſiert es doch in herzerfriſchender Treue zur fernen Heimat. Es blüht fernab vom großen Weltgetriebe ſtill, wie ein Veilchen im Verborgenen.

Wer die Deutſchen nur nach dem auſtraliſchen Großſtadtleben beurteilen wollte, könnte wohl verſucht ſein, von „einem traurigen Kapitel des Deutſchtums“ zu ſprechen. In ſolchen Welthafenplätzen wie Sydney und Melbourne wird viel wertloſes Strandgut angetrieben; und es gibt am Ende in allen Nationen charakterloſe Landſtreicher, die gleich hinter den vaterländiſchen Grenzpfählen ſich mit dem abgetragenen Rock der nächſten fremden Vogelſcheuche neu uniformieren. Aus dieſem Volk rekrutieren ſich jene ſchamloſen Überläufer in England, die heute das eigene Neſt beſchmutzen, indem ſie unbekümmert um die Kriegsnot ihres Volkes in das Schmährufen gegen das deutſche „Barbarentum“ einſtimmen. Gewiß den nationalen Selbſtmord in der Not um das tägliche Brot im engliſchen Land lernt man begreifen, wenn man das Elend unbedachter Auswanderer in der Fremde ſo oft vor Augen gehabt hat. Aber über alle Maßen verächtlich iſt es, wenn einer der reichſten deutſchen Männer in Auſtralien und Ehren-Konſul des Reichs dazu, gleich

Digitized by Google

nach dem Ausbruch dieſes Weltkrieges nichts Eiligeres zu tun hatte, als zum engliſchen Gouverneur zu ſtürzen und ſein Deutſchtum kläglich abzuſchwören. Wenn es mit dieſem Manne einmal zum Sterben kommt, wird das Bild ſeines ehrwürdigen Vaters, der als ſchlichter Landpaſtor mit ſeiner ganzen Dorfgemeinde nur um des Gewiſſens willen unter Tränen die deutſche Heimat verlaſſen mußte, beſchämend vor ſeine Seele treten! Aber das ſind doch, Gott ſei gedankt, Ausnahmen; und treue patriotiſche Männer gibt es auch in den auſtraliſchen Großſtädten genug, die in dieſer ſchweren Zeit ſich das koſtbare Erbe ihrer Väter, deutſche Sprache und Art, zu wahren wiſſen werden, unbekümmert um das wahnwitzige Geſchrei des engliſchen Pöbels. Wer freilich kerndeutſches Leben in Auſtralien kennen lernen will, darf ſich nicht die Mühe verdrießen laſſen, ins Innere zu gehen bis zum Rande der wüſten Zone und bis hinauf in die Tropen Queenslands. Dort um Tanunda in Südauſtralien, in den Gefilden der Darling-Downs bei Brisbane und im Hinterlande von Albury reiht ſich ein deutſches Dorf an das andere; da findet man Steglitz neben Prenzlau, Heidelberg und Marburg, „Lobethal“ und „Murrenicht“, alle mit deutſchen Kirchen und Schulen. Die deutſchen Bauern zeigen dort überall, daß ſie den Willen haben, deutſch zu ſein und zu bleiben, wie es ihre Väter waren. Und dafür iſt ihnen kein perſönliches Opfer groß genug. Ich habe Kirchdörfer da draußen beſucht, wo es nur einen einzigen Engländer von Geburt gab, — den Poliziſten; und der beſuchte die deutſche Schule, um — im engliſchen Lande deutſch zu lernen. Bei dem glänzendſten großſtädtiſchen Feſtmahl in deutſchen Krei-

Digitized by Google

ſen, wo das berühmte auſtraliſche Prunkgericht eines ſchwarzen Schwanes auf dem Tiſche ſtand, bin ich nicht ſo ſtolz auf meine Landsleute im fernen Antipodenland geweſen, wie tief im Innern unter meinen deutſchen Bauern bei Kaffee und ſelbſtgebackenem Kuchen! Oder wenn die Veteranen aus der Zeit der großen Kriege von 1866 und 1870, auf der Bruſt das Eiſerne Kreuz und die Kriegsdenkmünzen, hoch zu Roß, mit der deutſchen Flagge in der Fauſt, den Vertreter des Deutſchen Reiches einholten in ihre neue Heimat! Und ſolange ich lebe, werde ich den erhebenden Augenblick nicht vergeſſen, wo ich Abſchied nahm von einer der jüngſten deutſchen Siedelungen im Queensländer Binjour-Plateau. Als ich an die deutſche Grenze kam, lag noch tiefdunkle Nacht über der Erde. Mit Weib und Kind hatten ſich die Anſiedler verſammelt und begrüßten mich mit dem alten Lutherlied: „Ein feſte Burg iſt unſer Gott“. Mächtige Holzſtöße, die ſie von weither zuſammengetragen hatten, lohten empor über die wunderlichen Flaſchenbäume und die rieſigen Eukalypten. Sie wollten mir alle noch einmal die Hand drücken und Grüße mitgeben an die deutſche Heimat, an den Kaiſer und die „Frau Kaiſerin“. Lange und wehmütig habe ich noch zurückgeſchaut nach jener Stätte des Friedens, wo dieſe verbitterten und verhetzten Großſtadtkinder in einer neuen Heimat ſich zurückgefunden hatten zur Zufriedenheit und zu frommer Sinnesart. Und hoch über mir zog jener gigantiſche Scheinwerfer des Weltgeiſtes, flimmernd in Milliarden von Sternen, der Kriegskomet, deſſen nur armſeligen Abglanz man auch hier im Norden geſehen hat, der aber da draußen mit ſeinem Silberſchleier faſt

Digitized by Google

ein Drittel des ganzen Himmels bedeckte. Weit in der Ferne aber verklang schwächer und schwächer die vaterländische Weise von: „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt!“ —

In den letzten zwei Jahrzehnten hat sich das Reich mit den deutschen Schiffahrtsgesellschaften, Banken und Großindustrien in Ostasien eine weltwirtschaftliche und damit auch weltpolitische Stellung geschaffen. Die großen deutschen Massenansiedlungen in Australien und Kalifornien können sich natürlich in keiner Weise mit dem politischen Einfluß messen, der von dort ausgeübt worden ist und noch heute ausgeübt wird. Aber *starke Stützen des Deutschtums* bleiben diese Siedelungen im Stillen Ozean doch. Weder Flotten noch Armeen können sie ohne weiteres umwerfen. Und der Kampf der Deutsch-Amerikaner gegen die englische Brunnenvergiftung in den neutralen Ländern von Amerika zeigt zur Genüge, wie wertvoll das Eintreten eines geschlossenen Deutschtums im Auslande in der Öffentlichkeit und in der Presse zugunsten der alten Heimat sein kann. Aber politische Machtfaktoren im Interesse des Reiches — und darauf muß es der deutschen Weltpolitik doch in erster Linie ankommen — können diese Auslandsdeutschen nur werden und bleiben, wenn sie in dauernder Fühlung mit Deutschland erhalten, richtig geleitet und geschickt benutzt werden. Man wird nicht gerade behaupten können, daß das in den vergangenen Tagen immer geschehen wäre. Heute bemerkt man überall hastige, krampfhafte Anstrengungen, um im Auslande das Versäumte nachzuholen; oft vergeblich, wie man es eben wieder in Italien

Digitized by Google

geſehen hat. Aber das zeigt nur, wie viel ehedem gefehlt iſt, und daß man den Brunnen zudecken will, nachdem das Kind hineingefallen iſt. Es kann kein Zweifel ſein: die deutſche Preßleitung hat mit ihrer Arbeit im Auslande bis zum Ausbruche des Weltkrieges völlig verſagt. Die natürlichſte Unterlage für eine ſolche deutſchfreundliche Bodenkultur des Auslandes iſt aber gerade das Deutſchtum unter fremder Flagge. Und dafür iſt blutwenig geſchehen. Für die Mahnungen der Reichsvertreter in dieſen Siedelungsgebieten hat man kaum ein Ohr gehabt. Wer die mühſelige Arbeit eines getreuen Eckehard in der Fremde auf ſich nahm, drängte und trieb, durfte bei ſeinen „Obern“ in Berlin auf allzuviel Dank nicht rechnen. Das waren „unbequeme“ Leute! Den Reichstag trifft hier ausnahmsweiſe nicht die Schuld. Am Königsplatz hat man für keinen andern Zweck eine ſo freigebige Hand gehabt, als gerade für die Unterſtützung der deutſchen Beſtrebungen im Auslande. Auch hat es an parlamentariſchen Anregungen zur Einſtellung von größeren Mitteln in den Reichsetat nicht gefehlt, um das Deutſchtum im Auslande ſo lange wie eben möglich lebenskräftig zu erhalten und für den Fall der Not auch politiſch ſtark zu machen. Und jeder, der im Auslandsdienſte tätig geweſen iſt, weiß doch aus eigener Erfahrung, daß man recht viel zur Erhaltung des ringenden Deutſchtums tun kann, wenn man nur den ernſten Willen hat.

Vor einigen Jahren beſuchte ich auch Tasmanien, die ſüdlichſte Inſel von Auſtralien, die gerühmte Heimat der hochſtämmigen Farne und der Rieſen-Kauritannen. Hoch oben über der

Digitized by Google

Hafenſtadt Hobart, an dem Abhange des Mount Wellington liegt ein deutſches Dorf, das um die Mitte der achtziger Jahre von etwa hundert Bauernfamilien aus Schleswig-Holſtein gegründet worden iſt. Es trägt den Namen „Bismarck“. Als ich nach Hobart kam, ſprachen die Kinder da oben ohne Ausnahme engliſch, und auch bei den Eltern begann die deutſche Sprache bereits ſtark zu wanken. Es iſt dann ſofort dafür geſorgt worden, daß ein deutſch-auſtraliſcher Paſtor dort hinaufzog als Lehrer und Seelſorger; und der hat die deutſchen Schäflein vorläufig gerettet, ehe ſie von dem engliſchen Dornengeſtrüpp ganz erſtickt wurden. Seitdem herrſcht dort wieder die deutſche Sprache; und alljährlich zum Weihnachtsfeſt verſammeln ſich die Deutſchen aus der ganzen Umgegend um ihren Konſul zu einer deutſchen Feier. Aber freilich kommt man auch manchmal zu ſpät. In dem neuſeeländiſchen Chriſtchurch ſteht eine ſtattliche Kirche, die noch vor wenigen Jahren der Sonntagsſammelplatz einer deutſchen Gemeinde war. Wenn ich durch die Straße kam, bin ich ſtets mit böſem Gewiſſen an dem Gotteshaus vorbeigeſchlichen. Ein paar Jahre früher wäre es leicht geweſen, den Verkauf der Kirche an die Engländer zu verhindern. Heute bitten dort vielleicht engliſche Geiſtliche unſern Herrgott, wie es jüngſt der „fromme“ Paſtor Campbell im Londoner Temple tat, daß „das hölliſche Reich des preußiſchen Antichriſten vom Erdboden vertilget werden möge!“ Und die Glocken im Turm, aus dem Metall der eroberten Geſchütze von 1870, die das Deutſche Reich einſt der Kirche geſchenkt hatte, ſie läuten die engliſchen Siegeslügen hinaus über die Stadt und das umlie-

Digitized by Google

gende Land, das seine Bodenkultur mit der deutschen Arbeit verdankt!

Innerhalb der deutschen Niederlassungen, namentlich in Queensland, Südaustralien und Neu-Südwales hatten sich in der letzten Zeit auch politische Ansätze herausgebildet. Wer dort vom Staate Grund und Boden erwirbt, muß — das sollte man endlich in Deutschland wissen — australischer Bürger werden. Die deutschen Bauern in Australien sind daher allzumal wahlberechtigt; und sie haben, solange ich dort war, nur dem Kandidaten ihre Stimme gegeben, der sein Mandat im Interesse des Friedens mit Deutschland auszuüben versprach. So kam es, daß bald in allen einzelstaatlichen Landtagen und im Gesamtparlament Gruppen von deutschfreundlichen Abgeordneten und Senatoren, zum Teil auch solche von deutscher Abstammung saßen. Eine Reihe von Ministern waren ebenfalls Deutsche von Geburt. So war der Minister des Auswärtigen in der Commonwealth lange Zeit ein ehemaliger deutscher Weinbauer aus Südaustralien. Abgesehen von zwei größeren deutschen Zeitungen in Brisbane und Adelaide bestanden auch sonst gute Preßbeziehungen, die man im deutsch-freundlichen Sinne ausnutzen konnte. Das war nicht unwichtig, zumal das japanische Bündnis der englischen Regierung im vollen Gegensatz zu dem Grundgedanken der australischen Politik des „Weißen Australien" stand. Im Hinblick darauf gingen Ministerpräsidenten von Neuseeland und Australien so weit, offen zu erklären, daß Australasien — diese neue Bezeichnung soll die gemeinsamen Nationalinteressen der beiden Republiken

Digitized by Google

im Stillen Ozean zuſammenfaſſen -- die Teilnahme an künftigen Kriegen Großbritanniens der eigenen Entſchließung vorbehalten müßte. Faßt man das alles zuſammen, ſo hat auch in Auſtralien das Deutſchtum ſichtlichen politiſchen — wenn auch nur werbenden und verſöhnenden — Wert für die deutſche Weltſtellung. Aber ganz abgeſehen davon, würde ein großes Maß von nationaler Gleichgültigkeit dazu gehören, dem langſamen Abſterben des deutſchen Weſens da draußen mit verſchränkten Armen zuzuſehen. Es handelt ſich dabei um eins der völkiſchen Zehngebote, das keine Nation ungeſtraft vernachläſſigen darf; mit einem fataliſtiſchen Achſelzucken des Arztes am Sterbebette: „Rettung unmöglich!“ iſt gar nichts geſchehen. Darum wird es auch für alle Zukunft die Pflicht Deutſchlands ſein und bleiben müſſen, den engliſchen Tod dieſer „verlorenen Söhne“ unter fremder Flagge, ſolange es irgend möglich iſt, hinzuhalten; auch wenn man ſich der Überzeugung nicht verſchließt, daß das Deutſchtum in engliſchen Gebieten nicht für alle Ewigkeit erhalten werden kann. Auch im Leben und in der Geſchichte der Völker gibt es Entwicklungsgeſetze, die keine Macht der Erde unwirkſam machen kann.

Und mit unſern deutſchen Auswanderern geht es uns leider wie mit den deutſchen Prinzen und Prinzeſſinnen, die an das Ausland abgegeben werden. Die erſte Generation bringt von der Heimat noch genügend nationale Widerſtandskraft gegen die ausländiſche Umgarnung mit. Unter dem Einfluß von fremder Weſensart und Sprache auf der Straße und in der Schule wachſen die Kinder mit geteilten Gefühlen auf. Der Kampf

Digitized by Google

beginnt zwiſchen dem alten und dem neuen Vaterlande, und damit auch der Abſterbeprozeß des Deutſchtums. Bei den fürſtlichen Auswanderern geht der Abſtieg noch unvergleichlich ſchneller. Kein Beiſpiel kann dafür überzeugender ſein, als das in der Perſon König Eduards VII. von England: der Sohn des kerndeutſchen Prinzen Albert — Gemahls der Königin Victoria — der entſchloſſenſte, gefährlichſte Feind Deutſchlands! Fürſt Bismarck wünſchte aus guten Gründen, daß deutſche Diplomaten keine fremden Frauen hätten. Vielleicht ſtellt man künftig in Deutſchland auch die fürſtlichen Verheiratungen unter Verbot, zumal in Deutſchland ſelbſt kaum Verlangen iſt nach ausländiſchen Prinzeſſinnen. Nur in den allerſeltenſten Fällen haben ſie unſerem Vaterlande nennenswerten, niemals aber dauernden Vorteil gebracht. Jedenfalls aber gibt es für das deutſche Volk kein übleres Beiſpiel, als wenn deutſche Fürſtlichkeiten ihr deutſches Weſen, und dazu vielleicht auch noch den alten Kirchenglauben von ſich werfen, wie — um Bismarcks Wort zu gebrauchen — „einen abgetragenen Rock“. Wie kann man da dem ungebildeten deutſchen Auswanderer, wenn er in der engliſchen Fremde über den Kampf um das tägliche Brot „verengländert“, aus demſelben Fehl eine Todſünde machen?

Für die richtige Einſchätzung des Deutſchtums unter engliſcher Flagge ſind zwei Geſichtspunkte von entſcheidendem Wert vom Standpunkte des ſtaatlichen Reichsgedankens aus. Zunächſt der, daß in dieſen alten Siedelungen aus der Zeit vor Gründung des Reichs die Adern deutſchen Lebens bis zum endlichen Abſterben unrettbar verkalken müſſen, wenn ihnen nicht

Digitized by Google

von Zeit zu Zeit deutſches Blut zugeführt wird. Nach den Erfahrungen, die man in dieſem Kriege mit England gemacht hat, wird aber niemand in Zukunft mehr wagen, Abwanderungen Deutſcher nach engliſchen Gebieten noch das Wort zu reden. Es wäre das eine Sünde wider den heiligen Geiſt der deutſchen Nation! Selbſt der ſchlichteſte Landarbeiter mit ſeiner begreiflichen Sehnſucht nach der eigenen Scholle wird heute und morgen lieber daheim „Waſſer aus dem Schuh trinken", als im auſtraliſchen oder kanadiſchen Goldlande „Wein aus güldener Schale". Und man kann im deutſch-nationalen Intereſſe den Engländern nur dankbar ſein für die drakoniſchen Drohungen jenſeits des Kanals ſelbſt gegen die Deutſchen, die im Schmelztiegel der Naturaliſation ſchon engliſch geworden ſind. Das ſind wirkſamere Warnungen vor deutſcher Auswanderung nach Auſtralien und Kanada, als alles, was deutſche Behörden dagegen tun können. Und es iſt bezeichnend, daß heute im Weltkrieg bereits Tauſende von Deutſchen den Staub des ungaſtlichen Kanada von ihren Füßen ſchütteln und nach den Vereinigten Staaten übertreten! Nein, dieſer Krieg wird mit der Vorliebe der deutſchen Auswanderer für engliſche Gebiete, ſo ſehr man auch bisher von dorther gelockt hat und nach dem Frieden wieder locken wird, gründlich aufräumen. Von der engliſchen Blutverwandtſchaft wird das deutſche Volk nichts mehr wiſſen wollen; kein Menſch glaubt heute mehr daran, daß engliſches Blut dicker als Waſſer ſei. Es wird etwas radikal klingen; aber man ſollte die Auswanderung nach engliſchem Land in Zukunft wie Kriegskonterbande anſehen. Milli-

Digitized by Google

onen von kräftigen deutſchen Männern ſind in dieſer Auswanderung nach engliſchen Gebieten dem Reich verloren gegangen, ganze Generationen deutſchen Blutes haben England friſche Kraft zugeführt zum heutigen Weltkrieg gegen die deutſche Nation. Wer mag wiſſen, wie viel Söhne und Enkel von deutſchen Kriegern aus den Jahren 1866 und 1870 heute als Auſtralier, Kanadier oder Südafrikaner Schulter an Schulter mit Franzoſen, Ruſſen und Japanern gegen das Land ihrer Väter die Waffen führen? In ſeiner Fabrik, erzählte dieſer Tage ein Abgeordneter im engliſchen Parlamente, habe er einen deutſchen naturaliſierten Arbeiter, deſſen drei Söhne im Felde gegen die Deutſchen ſtehn! Nur ein Beiſpiel von Tauſenden. Jeder, der in engliſchen Gebieten als „deutſcher Reichsknecht“ ſeines Amtes gewaltet hat, weiß ein trauriges Lied davon zu ſingen, wie da draußen jahraus jahrein koſtbares wehrfähiges Deutſchtum untergeht im engliſchen Meer. Mit dieſem nationalen Elend muß es ein für allemal ein Ende haben nach dem Weltkriege. Dieſe Art der Verſchwendung der deutſchen überſchüſſigen Volkskraft an England ſollte in Zukunft einem Verrat am Vaterlande gleichkommen!

Und damit iſt auch ſchon die weitere Frage nach dem Wert der Auslandsdeutſchen für die Wehrkraft des deutſchen Volkes im weſentlichen beantwortet. Soweit deutſche Auswanderer eine fremde Nationalität erworben und damit die deutſche aufgegeben haben, ſcheiden ſie aus der Berechnung der Kriegsſtärke des Reiches überhaupt aus. Das würde bei den Hunderttauſenden von Deutſchen, die in Auſtralien, Kanada

Digitized by Google

und auch in Kalifornien ſeßhaft geworden ſind, faſt ausnahmslos der Fall ſein. Weiter war ſchon vor dem Kriege mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß die wehrpflichtigen Deutſchen in feindlichen Gebieten an der Heimreiſe nach Deutſchland würden verhindert werden. Und endlich hat die Nichtachtung der bisherigen völkerrechtlichen Grundſätze in der Behandlung der Wehrpflichtigen auf neutralen Schiffen gezeigt, daß auch die Auslandsdeutſchen in neutralen Ländern für die Verſtärkung des deutſchen Heeres in einem Kriege mit einem Feinde nicht mehr in Frage kommen, der, wie heute noch England, die Meere beherrſcht. Der Weltkrieg erbringt alſo den unwiderleglichen Beweis, daß die Auslandsdeutſchen in überſeeiſchen Gebieten, ſo wie die Dinge heute nun einmal liegen, für die Wehrkraft des Reiches einen tatſächlichen Wert nur noch in den ſeltenſten Fällen haben. Ja, der Menſchenfang der engliſchen und franzöſiſchen Kriegsſchiffe von Tauſenden wehrloſer Deutſcher hat darüber hinaus noch dem Reiche den Nachteil erbracht, daß unſere Gegner in dieſen deutſchen Zivilgefangenen heute ein Fauſtpfand von erheblichem Gewicht in den Händen haben. Es wird vielfach behauptet, daß das nicht — wenigſtens nicht in dem Umfang — hätte zu geſchehen brauchen. Vielleicht nicht mit Unrecht. War das Eingreifen Englands in den Krieg und damit die Sperrung der Seewege wirklich nicht vorauszuſehen? Ich glaube doch. Nach allem, was bis heute bekanntgegeben iſt, hätte man den Konflikt mit England zum mindeſten als naheliegende Möglichkeit in die politiſchen Vorberechnungen einſtellen und die überſeeiſchen Anordnungen an die Reichsver-

Digitized by Google

tretungen im Auslande im voraus so treffen sollen, als wenn diese Möglichkeit eine Gewißheit wäre. Es hieße doch das Auswärtige Amt beleidigen, wenn man ihm den naiven Glauben zutrauen wollte, daß England im Kriege vor dem völkerrechtlich gewährleisteten Schutz der heimkehrenden Deutschen haltmachen würde! Die Auslandsdeutschen erhielten von den Vertretern des Deutschen Reiches überall ihren Einberufungsbefehl. Sie gaben ihre Stellungen auf und eilten auf dem kürzesten Wege zum nächsten Hafen. Nirgends fanden sie einen Wegweiser, niemanden, der sie rechtzeitig über die Unmöglichkeit belehrte, die Heimat sicher zu erreichen. Planlos wie eine hirtenlose Herde sind sie dahin und dorthin geirrt, um endlich entweder unter schweren persönlichen Verlusten wieder an ihren alten Wohnort zurückzukehren, oder um zu Tausenden und aber Tausenden dem harten Schicksal der Gefangenschaft zu verfallen. Wie viele von diesen Unglücklichen deckt heute bereits die fremde Erde! Von geradezu erschütternder Tragik ist hier das Ende des kühnen Polarfahrers Dr. Bichler, der von dem englischen Hilfskreuzer „Viknor“ auf hoher See aufgegriffen wurde und später mit diesem Schiffe unter deutschem Feuer untergegangen ist. In allen Kreisen, die sich mit der Frage der Auslandsdeutschen beschäftigen, erwartet man, daß die praktischen Erfahrungen im Weltkrieg auch nach dieser Richtung hin auf die Wilhelmstraßenweisheit fruchtbringend einwirken. Mit der beschaulichen Selbstgenügsamkeit unter dem Schatten der allzu wackeligen Pagode des Völkerrechts und der paragraphierten Beamtenengherzigkeit muß endlich nach dem Kriege gründlich

Digitized by Google

aufgeräumt werden. Der Durchzug des frischen Frühlingswindes einer neuen Zeit muß die dunklen Gänge in dem behaglichen konservativen Hause mit der althergebrachten Holzfeuerung in den großen weißen Kachelöfen und mit den Bismarckschen Öllampen reinigend durchwehen. Mehr großzügige Auffassung, mehr praktisches, energisches Zugreifen, gleichviel ob es einmal mit diesem oder jenem Paragraphen nicht übereinstimmt; und wenn auch hier und da eine alte Perücke darüber zu wackeln anfängt! Dazu etwas von jenem vorausschauenden Blick des deutschen Generalstabs und der Preußischen Eisenbahnverwaltung in diesem Kriege, der alle kommenden Möglichkeiten zu erfassen sucht. Nicht immer nur von der Hand in den Mund leben! Ich bin überzeugt, es wird nach der Aufrüttelung des Weltkrieges auch in dieser Frage besser werden. Aber die Losung muß sein: Rücksichtslos vorwärts!

In ernster, entscheidungsvoller Zeit soll man sich nicht belügen. Daß das Deutschtum im überseeischen Auslande als Mitfaktor in der Berechnung der deutschen Wehrkraft völlig versagt hat, darüber kann bei niemandem ein Zweifel bestehen. Und diese beklagenswerte Tatsache muß für den Reichsgedanken im gegenwärtigen Augenblick das wichtigste sein. Daß die Auslandsdeutschen keine Schuld dabei trifft, steht gewiß fest; ist in diesem Falle zunächst aber gleichgültig. Außer dem politischen Einfluß der deutschen Auslandssiedelungen, dessen Möglichkeiten bereits oben kurz umzogen sind, und dem wirtschaftlichen, der gar nicht unterschätzt zu werden braucht, bleibt also für Deutschland nur noch der allge-

Digitized by Google

meine Kulturwert dieſer überſeeiſchen deutſchen Arbeit einzuſtellen.

Ganz gewiß iſt es ein erhebendes Gefühl, auf Schritt und Tritt im fremden Land den Fleiß, die Willenskraft, die Tüchtigkeit und die Zuverläſſigkeit unſerer Landsleute rühmen zu hören. Mit verſtändlichem Stolz habe ich aus dem Munde engliſcher Gouverneure das Bekenntnis entgegengenommen, daß die Deutſchen die beſten Koloniſten in ganz Auſtralien ſind. Und in Amerika iſt es nach einem halben Jahrhundert noch heute unvergeſſen, daß die Deutſchamerikaner als Generäle und einfache Soldaten in dem großen Kulturkampfe für die Abſchaffung der Sklaverei in der vorderſten Linie für die neue Heimat ruhmvoll gekämpft haben, während gerade England in dieſer Kriſe des amerikaniſchen Einheitsgedankens eine überaus zweifelhafte Rolle geſpielt hat. Aber Hand aufs Herz! Kann dieſe deutſche Kulturarbeit in überſeeiſchen Gebieten, ſo hoch ſie auch an ſich eingeſchätzt werden muß, kann ſie als ein nennenswerter Erſatz gebucht werden für den Verluſt an Wehrkraft, die dem Deutſchen Reiche mit dieſem Deutſchtum unter fremder Flagge dauernd verloren geht? Nein; ganz gewiß nicht!

Vor dem Ausbruch des Krieges hatte in Deutſchland unter anderen Geſchmacksverirrungen eine Bewegung ſonderbarer Kulturſchwärmerei in den gebildeten Kreiſen eingeſetzt, die dem neuen, unbekannten Gotte der „Kultur“ allerorten Altäre errichtete. Eine politiſche Gefühlsduſelei ohnegleichen ſchien den ſtarken Wirklichkeitsſinn, der unſer Volk groß gemacht hat, ausſchalten zu wollen. Einer unſerer bedeutendſten Univerſal-

Digitized by Google

hiſtoriker, der leider zu früh heimgegangene Lamprecht, iſt über ſeinen geſchichtlichen Grübeleien zu dem Gedanken gekommen, daß der treibende Geiſt in der Weltgeſchichte, die Urſache allen Werdens und Vergehens der Völker und Staaten, die Entwicklung der Weltkultur iſt. Mit dieſem an ſich genialen Gedanken iſt er, ohne es zu wollen, der Bannerträger der modernen Kulturbewegung geworden. Aber ich meine, daß es doch etwas ganz anderes iſt, wenn ein großer Gelehrter bei ſeinen wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen zu einer ſolchen tiefgründigen Anſchauung kommt, als wenn ſeine zum Teil recht oberflächlichen Nachbeter daraus eine Waſſerſuppe von ſentimentaler Kulturphraſeologie, gewürzt mit etwas demokratiſchem Pfeffer machen und damit in agitatoriſchen Schriften bei der großen Maſſe handeln gehen. Die Beſcheidenheit war geradezu rührend und echt deutſch, mit der man über das ſchwere Opfer des Wehrkraftverluſtes zugunſten einer nebelhaften Weltkultur zur Tagesordnung überging; ohne ſich klar zu machen, daß überdies unſer kraftvolles Jungdeutſchland jenſeits der Meere unſerm gefährlichſten Feinde neue Kräfte zutrug. Kultur iſt gewiß eine gute Sache, aber um einen ſo teueren Preis darf man ſie denn doch nicht erkaufen! An dieſem Untergange ſtarken wehrfähigen Deutſchtums in den engliſchen Gebieten erkennt man am beſten die Einzelfrüchte aus dem Kulturirrgarten, den das vielgeleſene Buch „Der deutſche Gedanke in der Welt“ ſo verlockend zu ſchildern weiß. Nun, der Krieg hat mit eherner Fauſt dem Tanz um den Götzenaltar der Weltkultur ſchnell ein Ende gemacht. Wir ſind heute darüber einig, daß unſere deutſche

Digitized by Google

Jugend zum Kulturdünger für die Welt und insbesondere für die englische Nation zu gut ist. Die Verbreitung des deutschen Gedankens in der Welt, darüber sind wir uns heute alle einig, kann nur dann im nationalen, staatlichen Sinne für den Reichsgedanken Wert haben, wenn er dauernd verknüpft ist mit der Reichsangehörigkeit unter dem sichtbaren Ehrenschild von Kaiser und Reich. Er muß fest gegründet sein auf der Sinneseinheit und Wehrhaftigkeit des Reichsdeutschtums im Frieden und im Krieg. Wenn das im Auslande nicht angeht, dann sollen unsere Jungen lieber zu Hause bleiben und den deutschen Gedanken in der Heimat pflegen, stärker, als es bisher geschehen ist. Nach diesem Weltkriege wird das deutsche Volk für solche wunderlichen Redensarten wie die „Fernwirkung des Nationalgedankens" ein Verständnis ganz gewiß nicht mehr haben. Nicht der deutsche Gedanke in der Welt, nein, die deutsche Tat ist es, die wir sehen wollen, und die in der Wehrhaftigkeit für das Reich ihren sichtbaren Ausdruck findet. Das Eintreten für den Reichsgedanken in der entscheidenden Kampfesstunde mit dem Schwert, das ist es, was auch in der Fremde den Deutschen zum Deutschen macht. Darüber wollen wir uns heute um so weniger täuschen, als die Sehnsucht nach der eigenen Scholle in unserem Volke nach dem Kriege stärker als je zuvor hervortreten wird. Wir müssen eine neue Erde haben in der Welt, und je näher das Siedelungsgebiet an der Reichsgrenze liegt, desto besser; aber deutsch muß diese Erde sein. Darum auf das Reichstor, wo es eben geht! Das ist, denke ich, „der deutsche Gedanke in der Welt" nach diesem Kriege!

Digitized by Google

3. Die deutſche Erde im Stillen Ozean.

„So leicht eingeſchüchtert iſt, Gott ſei Dank, der deutſche Nationalcharakter nicht, daß er durch einzelne Irrungen und Opfer in den einmal begonnenen Kolonialbeſtrebungen ſich abſchrecken läßt."

Bismarck im Reichstag,
am 25. Jan. 1889.

Der Gedanke, nach der Reichsgründung eine deutſche Erde, ein Neudeutſchland jenſeits der Meere für die deutſchen Auswanderer zu ſchaffen, lag dem Programm der jungen Kolonialbewegung in erſter Linie zugrunde. Die ſtarke Auswanderung während der wirtſchaftlichen Kriſen bald nach dem deutſch-franzöſiſchen Kriege wies die nationalen Kreiſe mit zwingender Gewalt auf dieſe koloniale Notwendigkeit hin. Es war der Einfluß Bismarcks und ſeiner kolonialen Ratgeber aus Hamburg und Bremen, der die Kolonialbewegung von dieſem urſprünglichen Gedanken der Anſiedelungskolonien ablenkte und ſie ausſchließlich auf das „Kaufmänniſche" abſtimmte. Die Kolonialpolitik des erſten Reichskanzlers hat unverrückt an dieſem Geſichtspunkte feſtgehalten, daß die Anteilnahme des Reiches an

Digitized by Google

der praktiſchen Kolonialpolitik ſich lediglich auf Handelsniederlaſſungen und Pflanzungsanlagen für Rohprodukte tropiſcher Herkunft zu beſchränken hätte. Heute wird ſich jeder Kolonialpolitiker darüber klar ſein, daß für das deutſche Volk der koloniale Gedanke mit der Erwerbung von Stapelplätzen für den Handel mit Waren der deutſchen Induſtrie und von Pflanzungsland für tropiſche Erzeugniſſe, ſo wichtig das alles an ſich iſt, keineswegs erſchöpft ſein kann. Gewiß muß es ein Hauptziel der deutſchen Kolonialpolitik ſein, daß unſere Tributpflicht von Milliarden für Kolonialwaren und Rohſtoffe aller Art an das Ausland mehr und mehr abgelöſt wird. Wer wollte das gerade heute in dieſen „magern" Tagen überſehen! Aber auch der urſprüngliche, treibende Gedanke der kolonialen Bewegung muß bei den Erfahrungen dieſes Weltkrieges wieder in ſein Recht treten: Wir müſſen Grund und Boden haben für die, denen es in der Heimat zu enge wird; und dieſes Land muß in ſeiner Lage für das Reich ſtrategiſch und dauernd geſichert ſein. Unſer auswanderndes Volk darf fernerhin nicht mehr der deutſchen Sinneseinheit und Wehrkraft verloren gehen.

Der erſte praktiſche Verſuch auf dem neuen Arbeitsfelde der überſeeiſchen Politik ſetzte — und das iſt auffallend genug — im Stillen Ozean ein, mit der Samoavorlage. Abgelegener von Deutſchland konnte am Ende eine Kolonie nicht gut ſein, als dieſe Inſelgruppe im Antipodenmeere. Man ſieht ſchon daran, wie weltfremd damals noch die leitenden Kreiſe Deutſchlands dem nationalen Kernpunkt des überſeeiſchen Problems gegenüberſtanden. Man beachte im Gegenſatz dazu, wie vorteil-

Digitized by Google

haft ſich die franzöſiſche Kolonialpolitik mit ihrem zielbewußten Programm von der deutſchen unterſcheidet: Tunis, Algier, Senegal und Sudan, Marokko! Alles vor den Toren Frankreichs, jedes ein ſtarker Zuwachs franzöſiſcher Wehrkraft im Kampf um ſein europäiſches Daſein.

Ein paar Jahre nach dieſem erſten verunglückten Kolonialverſuch wurden — ebenfalls im Stillen Ozean — der nördliche Teil von Neuguinea und die Marſchallinſeln tatſächlich für das Reich erworben; im Kielwaſſer der neuen deutſchen Hanſa, im engen Zuſammenhange mit Reichsſubventionen für auſtraliſche und oſtaſiatiſche Reichspoſtdampferlinien, als rein kaufmänniſche Niederlaſſungen unter der Leitung von mehr oder weniger monopoliſierten Handelsgeſellſchaften. Das war ganz nach dem Herzen Bismarcks. Das Bild des regierenden, des „königlichen Kaufmanns“ und der »Chartered Companies« der Engländer hat ihm im Rahmen ſeiner Kolonialpolitik immer vorgeſchwebt. Und doch war die Wiederbelebung einer ſolchen Reminiſzenz aus längſt vergeſſener Zeit ſelbſt für einen ſchöpferiſchen Geiſt, wie Bismarck es war, in unſeren Tagen des unausgeſprochenen Staatsgedankens eine bare Unmöglichkeit. Dieſe Erfahrung hat er ſpäter ſelbſt machen müſſen, als Unruhen den Beſtand der oſtafrikaniſchen Kolonien erſchütterten. Was den erſten Kanzler hier beſonders ungünſtig beeinflußte, war ſeine Abneigung gegen Parlamentarismus und Bureaukratie. Er kannte beides aus nächſter Nähe und aus eigener Erfahrung gründlich; darum ſollte ſeine Kolonialpolitik für den Reichstag kein „neuer parlamentariſcher Exerzierplatz“ werden. Bei rein

Digitized by Google

kaufmänniſchem Betrieb der Kolonien und unter finanzieller Verantwortung von Handelsgeſellſchaften hoffte er, das „Hineinreden der Parteien“ ausſchalten zu können. Er wollte keine „Treibhauskolonien für die preußiſchen Aſſeſſoren“. Darum ſollte das „Regiment“ den kaufmänniſchen Geſellſchaften da draußen zufallen. Der Reichsſchutz ſollte darüber ſchweben, undefiniert, wie der Geiſt über den Waſſern. Nun, die „Aſſeſſoren“ haben ſich den berechtigten Ruf des Bureaukratismus in den Kolonien ſpäter ſo redlich verdient, daß man mit Bismarck wegen ſeines harten Urteils über ihre Zunft nicht zu rechten braucht. Aber darin irrte er ſich doch, wenn er glaubte, daß der Geiſt der Engherzigkeit allein im preußiſchen Aſſeſſorentum ſpuken ging. Wer die wunderlichen Zeiten des Regiments der kolonialen Handelsgeſellſchaften mit und ohne Hoheitsflagge im Stillen Ozean noch ſelbſt miterlebt hat, weiß, daß es auch bei ihnen recht anſehnliche Zöpfe gab. Sicher iſt jedenfalls, daß man mit dieſem rein kaufmänniſchen Syſtem in der Kolonialverwaltung am Ende völlig Bankerott gemacht hat. Es war die höchſte Zeit, daß man endlich damit brach; das lag ebenſo ſehr im Handels- wie im Reichsintereſſe. Erſt von da an ging es mit den deutſchen Kolonien im Stillen Ozean ſichtlich vorwärts. Es zog eine Zeit glänzender wirtſchaftlicher Entwicklung herauf; man ſah nach den ſieben „dürren Jahren“ und nach langem Warten, aber auch nach redlicher deutſcher Arbeit eine reiche Ernte, eine hoffnungsreiche Zukunft vor ſich. Da brach der Weltkrieg aus und machte über Nacht brutal einen dicken roten Strich durch das Gewinnkonto der kolonialen

Digitized by Google

Unternehmungen, überall, besonders aber im fernen Stillen Ozean. —

Lange Jahre blieb die deutsche Kolonialpolitik im engen Rahmen des ausschließlich kaufmännischen Gedankens und in den Fesseln der Handelsgesellschaften. Der Siedelungsgedanke fand nur in Südwestafrika ein bescheidenes Plätzchen; leider legte dort kurzsichtiger Fiskalismus die knöchernen Hände erdrosselnd um den Hals der jungen Schöpfung. Den kolonialstrategischen Gesichtspunkt, der in diesem Kriege mit England der leitende ist und für alle Zukunft es bleiben muß, kannte man in dieser ganzen Periode überhaupt nicht. So unüberbrückbar die politischen Gegensätze zwischen Bismarck und seinem Nachfolger Caprivi sind, in der Kolonialpolitik beherrschte beide der gleiche Glaubenssatz, daß die koloniale Mission Deutschlands sich nur im Schatten der englischen Freundschaft entwickeln könnte. Das war in jenen Tagen bei dem Mangel des Reichs an jeder Seegeltung durchaus verständlich. Bismarck hat sich oft genug darüber ausgesprochen. Darum, und nur allein darum, setzte er in allen überseeischen Fragen eine starke Identität der deutschen und englischen Interessen voraus. Und Caprivi bewegte sein ganzes Leben nur der eine Gedanke des unvermeidlichen Krieges nach zwei Fronten, gegen Frankreich und Rußland. Darüber hat er sich in einen fast hysterischen Haß gegen alle Flotten- und Kolonialpolitik hineingeredet. „Mit Ihrer Kolonial- und Flottenpolitik schwächen Sie nur unsere territoriale Wehrkraft", meinte er noch als Korpskommandeur in Hannover zu mir, „und bringen uns schließlich auch noch mit

Digitized by Google

England aneinander, unſerm einzigen natürlichen Bundesgenoſſen in dieſem unabwendbaren, für die deutſche Zukunft entſcheidenden Kampfe. Es kann ſich für Deutſchland heute und für die nächſte Zukunft nur darum handeln, wie klein unſere Flotte ſein kann, und nicht wie groß!“ Daß eine ſolche Stellung der Reichsregierung zum überſeeiſchen Gedanken, ein derartiger völliger Verzicht auf weltpolitiſche Geltung in England ſehr angenehme Gefühle und ein weitgehendes Vertrauen auslöſte, iſt begreiflich. Man iſt in den Tagen Bismarcks und Caprivis in London unſeren kolonialen Wünſchen, auch im Stillen Ozean — ohne ſich um den lärmenden Widerſpruch in Auſtralien zu kümmern — unverkennbar entgegengekommen; und nur aus dieſer friedensſicheren Stimmung in London heraus läßt ſich die Abtretung Helgolands an Deutſchland erklären. Die abfälligen Urteile Bismarcks über den Wert dieſer Inſel ſind mir wohlbekannt; aber wer könnte heute noch verkennen, daß ſie irrig waren? Am Ende war Helgoland doch der engliſche Hausſchlüſſel zur deutſchen Elbmündung. Die politiſchen Beziehungen Englands zum Deutſchen Reich waren in den Zeiten Bismarcks und Caprivis ſo angenehm, daß Gladſtone vor dem engliſchen Parlament das Eintreten Deutſchlands in die koloniale Tätigkeit mit einer faſt überſchwenglichen Herzlichkeit begrüßte. Das iſt heute kaum noch verſtändlich, weder in Deutſchland noch in England. „Daß ein engliſcher Miniſter Deutſchland erlauben konnte, in überſeeiſchen Gebieten feſten Fuß zu faſſen“, heißt es dort heute mit unverhohlener Entrüſtung über dieſe deutſchfreundliche Politik Gladſtones „wird für ein engliſches Gehirn

Digitized by Google

ewig unbegreiflich bleiben!“ Bezeichnend für die grenzenloſe Überhebung der Engländer in der Zeit der Unterſeeboote, aber auch — vom engliſchen Standpunkte nicht unberechtigt in den Tagen des Weltkrieges. —

Eine ſo engherzige Faſſung der kolonialpolitiſchen Aufgaben des Reichs mußte auch für den Stillen Ozean jede Weiterausdehnung des deutſchen Kolonialbeſitzes unmöglich machen; freilich, anderen Kolonien iſt es in dieſer Zeit noch ſchlechter gegangen. Ich erinnere nur an die heute wichtigſte kolonialſtrategiſche Poſition Deutſchlands auf der ganzen Erde, an Südweſtafrika. Hat doch damals Caprivi gelegentlich einer Reichstagſitzung dem Kolonialdirektor Kayſer, wie der mir empört mitteilte, unter vier Augen ſogar mit dem Verkauf dieſes Schutzgebietes gedroht! An einen der wenigen unverrückbaren Grundſätze in der auswärtigen Politik, an den ſelbſt der vertrauensſeligſte Diplomat glaubt, daß es geſchichtskundige ewige Freundſchaften zwiſchen den Nationen nicht gibt, dachte in jener Periode der völligen kolonialen Gleichgültigkeit kaum irgendein Menſch unter denen „um Caprivi“. Aber es ſollten auch wieder beſſere Tage kommen, beſonders für den Stillen Ozean. —

Nach dem Rücktritt Caprivis begann man in Deutſchland ſich wieder mehr um das „Weltfenſter“ zu drängen. Das Kaiſerwort: „Unſere Zukunft liegt auf dem Waſſer!“ hat gute Dienſte getan. Die Bahn wurde damit frei für das offene Bekenntnis des deutſchen Volkes zu ſeiner überſeeiſchen, weltpolitiſchen Miſſion. Man fand für den Reichsgedanken den

Digitized by Google

Zuſtand unerträglich, wie ihn einſt Bismarck ſo bitter geſchildert hatte, daß „der Deutſche im Ausland mit dem Hut in der Hand und einem Stück Geld in der anderen, unter bloßer Duldung anderer ſeefahrender Nationen demütig ſeinen Weg ſuchen und bei fremden Behörden um Schutz bitten mußte“. Der Bannerträger der neuen unbeſtreitbar großen nationalen Idee war der Kaiſer ſelbſt, und Bülow hat ſich ſtets als Vollſtrecker dieſer Weltmachtspolitik angeſehen, ſolange er Staatsſekretär des Auswärtigen war. Alles, was in dieſer Zeit bis zum Ende des letzten Jahrhunderts geſchehen iſt, liegt in der Richtlinie: „Hinaus auf's Meer“.

Damit begann der „Neue Kurs“, der Übergang der Reichsregierung von der bisherigen kontinentalen Politik zur überſeeiſchen, zur Weltpolitik. Der Ausdruck „Neuer Kurs“ iſt in erſter Linie zum tendenziöſen Schlagwort gegen die Politik Caprivis gemacht worden. Ich glaube, man tut damit Unrecht. Gewiß, unter Caprivi huldigte die Reichsregierung anderen Maximen in der inneren Politik als unter ſeinem Vorgänger; und in der auswärtigen iſt der vorzeitige offene Bruch mit Rußland für Deutſchland verhängnisvoll geworden. Aber in der überſeeiſchen Politik blieb er auf der alten Bismarckſchen Bahn; im übrigen betrieb er ſie ungern, lauen Herzens — auch Bismarck iſt nie „Kolonialmenſch“ geweſen, wie er einmal offen von ſich bekannte —; nur klammerte Caprivi ſich mit einer ſo krampfhaften Ängſtlichkeit an England an, wie ſie der machtvolle Vorgänger ſelbſt in der flottenloſen Zeit des Reichs denn doch nicht gekannt hatte. Für Bismarck

Digitized by Google

war die englische Freundschaft jedenfalls kein für alle Ewigkeit unverbrüchliches Dogma; das hat er in seinen letzten Lebensjahren wiederholt betont. Er bediente sich ihrer nur, so lange er sie nötig hatte. Im übrigen war Caprivi sich wohl bewußt, daß ihm das politische Genie, die unerschöpflichen Mittel Bismarcks fehlten. „Gratulieren Sie mir nicht," sagte er bei seinem ersten Besuch als Reichskanzler zu Rudolf von Bennigsen, „kondolieren Sie"! Bennigsen hat es mir noch am selben Tage erzählt. Das ist bezeichnend für seine aufrechte ehrliche Soldatennatur. Nein, von einem „Neuen Kurs" in der überseeischen Politik kann unter Caprivi keine Rede sein. Der setzte erst nach ihm ein. Und in der Richtlinie des „Neuen Kurses", der epochemachend für die deutsche Geschichte geworden ist, liegen die Stärkung der deutschen Kriegsflotte, der Bau des Nord-Ostseekanals, die Suche nach Neuland und nach Flottenstützpunkten, die Erwerbung Kiautschous, der Karolinen, Samoas; man darf auch die Erwerbung Helgolands hineinrechnen, das einzige kostbare Stück aus dem Caprivischen Nachlaß. „Mein Großvater gründete das Reich, mein Vater ist der siegreiche Heerführer unserer großen Kriege gewesen", äußerte sich der Kaiser einmal in einer Unterhaltung, „meine Aufgabe ist, der deutschen Nation die alte Seegeltung in der Welt wieder zu schaffen!" Er wollte dem preußischen Adler das Fliegen beibringen nach dem alten Wappenspruch: „Vom Fels zum Meer!" Daß über dieses weltpolitische Ziel Deutschlands die „traditionelle" Englandfreundschaft aus der kontinentalen Epoche der deutschen Politik arg in die Brüche gehen konnte, dieser Ge-

Digitized by Google

danke lag schließlich recht nahe. Die Alarmglocke für den kommenden Konflikt ertönte früh und drohend genug. Damals, als die — in ihrer Aufmachung ganz gewiß nicht einwandfreie — Krüger-Depesche die gesamte englische Welt in Erregung setzte. Man weiß, England kämpft heute um die Erhaltung seiner Weltherrschaft zur See; Rußland fordert sie für den Kontinent. Beides ist mit dem Gedanken einer Weltmachtstellung des Reiches unvereinbar. So kam der Weltkrieg. Tragisch für uns ist dabei nur, daß es der deutschen Diplomatie nicht gelingen wollte, das Zusammengehen dieser beiden alten traditionellen Ringkämpfer um den Besitz der Welt gegen uns zu verhindern. Es ist am Ende doch immer ratsamer, mit seinen Gegnern einzeln abzurechnen. Indessen man konnte den Bismarckschen „Draht" nach Rußland nicht wieder finden, der ohne Not zu früh durchschnitten war.

Mit dem „Neuen Kurs" trat zum ersten Male auch das strategische Moment in der Kolonialpolitik hervor; zunächst im Stillen Ozean mit der Erwerbung des chinesischen Küstenlandes von Kiautschou. In dieser großzügigen, weitsichtigen Aktion der auswärtigen Politik kamen die Grundgedanken der deutschen Kolonialbewegung zum Ausdruck: Weltmacht, Weltwirtschaft. Ein moderner „Stahlhof" für die neuerstandene deutsche Hansa auf dem unerschöpflichen chinesischen Arbeitsfelde, ein Flottenstützpunkt mit großen Zukunftsmöglichkeiten. Eine solche überraschende, entschlossene Tat hatte nach der bisherigen Haltung des Auswärtigen Amtes kaum noch jemand erwartet; sie löste in allen nationalen Kreisen ungeteilte

Digitized by Google

Bewunderung aus. Es ist immer das untrügliche Zeichen von Machtbewußtsein, zu handeln und nicht viel zu reden. Nur die alten Reichs-Hämorrhoidarier mit der ersessenen Diplomaten-Berufserbweisheit der vier Wände gerieten über die Störung der Zirkel ihrer gewohnten Geduldsspiele, über das Treiben der „Unverantwortlichen" und über die Kühnheit des Geschehnisses außer sich; sie konnten lange nicht schlafen: „Unzulänglichkeit der deutschen Flotte für den Schutz der neuen Kolonien", „unvermeidliche Konflikte mit den übrigen ostasiatischen Bewerbern weißer und gelber Hautfarbe". „Konnte die einmal gehißte Reichsflagge auch mit Ehren wieder herabgeholt werden?" Gewiß, alles durchaus berechtigte Bedenken. Aber wo ist in der Weltgeschichte jemals eine große Tat von Nationen und Menschen geschehen ohne Wagemut, ohne Einsatz von Gefahr? Ganz gewiß nirgends. Darum wollen wir es bei diesem kühnen Zugreifen in China, auch wenn die deutsche Kolonie vorläufig ein Opfer unserer Feinde geworden ist, nach wie vor mit Huttens Worten halten:

„Ich hab's gewagt mit Sinnen
Und trag' des noch kein Reu!"

Einmal mußte die deutsche Kolonialpolitik doch aus dem engen Kreis der rein wirtschaftlichen Interessen heraustreten; und die Furcht vor einem Mißerfolge darf nicht der Schluß aller diplomatischen Weisheit sein. „Nur die kühnen Männer sind es", sagt einmal Smiles treffend, „die die Welt leiten und beherrschen!" In diesen Tagen, wo man die Völker

Digitized by Google

wertet nur nach Stahl und Blut, soll uns kein anderer Gedanke kommen. —

Die Erwerbung der Karolinen aus dem spanischen Kolonialbankerott und der Samoa-Inseln nach jahrelangem diplomatischem Ringen mit England und Amerika können mit jener weitsichtigen überseeischen Aktion an der ostchinesischen Küste einen Vergleich nicht aushalten. Dazu war dieser koloniale Zuwachs zu unbedeutend an politischen und wirtschaftlichen Werten. Aber „Gelegenheitskäufe" waren es ganz gewiß auch nicht, wie etwa die Marschall-Inseln aus der Wiegezeit der deutschen Kolonialbewegung. Zweifelsohne waren es marine-strategische Gesichtspunkte, die in erster Linie für die Erwerbung dieser Inseln den Ausschlag gegeben haben: bei den Karolinen die kleinen, aber sicheren Berghäfen von Kusaie und Ponapé als Kohlenstationen und Zufluchtsorte für die deutschen Kanonenboote und Kreuzer im Kriegsfalle, bei Samoa die Möglichkeit einer transatlantischen Telegraphenanlage, namentlich im Hinblick auf den künftigen neuen Weltseeweg, den Panamakanal. Also Ausguckfenster und Ausfallbastionen zur See, etwa wie man sie an der italienischen Küste mittelalterlichen Stils in den sogenannten Sarazenen-Türmen so oft sieht, im Osten und Westen zum Schutz und im Wehr- und Wachtdienst der ausgedehnten deutschen Besitzungen in der Südsee. Dazu das Vorkaufsrecht auf die Insel Fernando Po, die Kamerun blockiert, wie Sansibar Ostafrika. Ein gewisser Liebhaberwert spielte bei der Einschätzung der neuen Erwerbungen in der öffentlichen Meinung ganz sicher stark mit hinein; das braucht

Digitized by Google

man nicht wegzuleugnen. Bei den Karolinen erinnerte man ſich in Deutſchland jenes erſten drohenden Kolonialkrieges mit Spanien, in den uns die franzöſiſchen Intriganten im Jahre 1885 ſo gerne hineingehetzt hätten. Bismarck hat viele Jahre ſpäter einmal geäußert, daß er um die Karolinen niemals einen Krieg begonnen hätte. Das mag ſein. Aber etwas anders liegen die Dinge denn doch. Wenn ſich ſpäter einmal die Archivſchätze des Auswärtigen Amtes öffnen, wird man aus ſeinen eigenen Aufzeichnungen erſehen, daß es ſein großer Kaiſer war, der damals aus Rückſicht auf die gefährdete Lage der ſpaniſchen Monarchie der republikaniſchen Bewegung gegenüber ein Weiterſpinnen des Karolinenſtreites ausdrücklich unterſagte. So kam Bismarck, wie er ſelbſt zugeſteht, auf den Gedanken eines Appells an den Papſt — in der ſicheren Vorausſicht eines für Spanien günſtigen Schiedsſpruchs. Für die eingeworfenen Fenſter des Madrider Botſchafterheims mußten die Spanier bezahlen; und wir ein Jahrzehnt ſpäter für unſere ehrenwerte Rückſichtnahme auf die Solidarität des monarchiſchen Gedankens — Millionen! — Für das Reich ein etwas koſtſpieliger Treppenwitz der Weltgeſchichte; aber lehrreich für die Zukunft, heilſam für die Krankheitserſcheinung der Sentimentalität in der Weltpolitik. „Man ſoll nicht zu verſchwenderiſch mit ſeinen Gefühlen umgehen!“ meinte der erfahrene Holſtein bei ſolchen Gelegenheiten. Und Samoa war der erſte Stein geweſen, den Bismarck Ende der ſiebziger Jahre im Reichstag für den Aufbau der deutſchen Kolonien heranzuwälzen verſucht hatte. Aber weder dieſe hiſtoriſche Erinnerung noch der Enthuſiasmus, den der geiſtreiche

Digitized by Google

Globetrotter Otto Ehlers mit seinen reichlich übertriebenen Schilderungen dieser „Insel der Seligen" und „Perle der Südsee" daheim erweckte, hätten allein den Anlaß zur Erwerbung geben können.

Ich habe an diesen kolonialen Erwerbungen in der Südsee unter Bülow selbst eifrig gearbeitet. Es war eine harte und auch nicht ungefährliche Zeit; man denke nur an das Erscheinen der deutschen Kriegsschiffe in Manila, das noch heute nicht völlig aufgeklärt ist. Gerade darum aber darf ich es auch heute offen bedauern, daß damals das erste Angebot Chamberlains auf Austausch des entlegenen Samoa gegen das englische Togo nicht angenommen worden ist. Man hätte damit eine beträchtliche Verstärkung unserer westafrikanischen Position und eine bessere Verteidigungsmöglichkeit für das deutsche Togo gewonnen. Aber man soll auch bei solchen nachträglichen Reflexionen niemals vergessen, daß man im Auswärtigen Amt in keiner Periode des vorigen Jahrhunderts an die Möglichkeit eines Krieges mit England geglaubt hat und auch noch nicht zu glauben brauchte. Mit den „Andern" aber wurde man schon fertig, auch im Stillen Ozean. —

Indessen wird man auch heute daran festhalten müssen, daß der leitende Ideengang in der letzten Phase der deutschen Südseepolitik ebenfalls in der Richtlinie dieses neuen Kurses lag, auf dem Wege zur Weltpolitik. Es ist darum durchaus verständlich, daß gerade aus diesen, an sich wenig bedeutenden Erwerbungen im Stillen Ozean dem verantwortlichen Träger der auswärtigen Politik, dem Fürsten Bülow, jene ungeteilte

Digitized by Google

Popularität in allen nationalen Kreiſen erwuchs, die ihm bis auf den heutigen Tag ſeines wahrhaft vaterländiſchen Opferdienſtes in Rom treu geblieben iſt. Und dieſen dauernden Dank des Volkes hat er ſich für die kräftige Vertretung des deutſchen Weltmachtgedankens vollauf verdient. Als Staatsſekretär des Auswärtigen Amtes, in völlig ſelbſtändiger Stellung unter dem ſanften Regiment des vergreiſten Fürſten Hohenlohe, iſt er in der letzten Stunde der Verteilung herrenloſer Erde nicht müde geworden, um ſeinem kaiſerlichen Herrn jenen Ruhm aus glorreicher deutſcher Vergangenheit wieder zu ſchaffen, den uralten Titel der deutſchen Kaiſer als „Mehrer des Reichs", diesmal zur See. An Entwürfen dazu hat es in der Bülowſchen Zeit wahrhaftig nicht gefehlt; aber auch nicht an engliſchen Umtrieben. Wir mochten damals einſetzen, wo wir wollten, überall fanden wir verſchloſſene und verrammelte Türen. Kurz mit der Freundſchaft Englands war es vorläufig vorbei. —

Der ſchöne Traum von einem künftigen umfaſſenden deutſchen Kolonialreich im Stillen Ozean war ausgeträumt, ſchneller als wir es ahnen konnten. Und doch war der Gedanke bei Beginn der kolonialen Erwerbungstätigkeit des Reichs, alſo nur etwa zehn Jahre früher, kein eiteles Phantaſiegebilde der Kolonialſchwärmer. Der Glaube an die Möglichkeit ſeiner Verwirklichung war einſt durchaus berechtigt geweſen. Kümmerte ſich doch noch in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts außer England — und das auch nicht übermäßig — keine Macht der Erde um die Dinge im weltenfernen Stillen Ozean. Frankreich nagte ſich die Zähne ſtumpf an ſeinem chineſiſchen Knochen

Digitized by Google

Tonking, Rußland erging ſich im Länderraub an der chineſiſchen Grenze und hatte ſeine Sorgen vollauf auch anderswo und in Europa. In den Vereinigten Staaten lächelte man noch mitleidig über die wenigen „Narren“ in Amerika, die an den Erwerb von Kolonien und an eine amerikaniſche Weltpolitik dachten — Amerika ſchien den Amerikanern Welt genug. Und die aus aller Herren Länder zuſammengelaufene Völkerherde der „weißen“ auſtraliſchen Staaten konnte ſich nicht einmal über die einfachſten Eiſenbahn- und Zollfragen verſtändigen, geſchweige denn über den Gedanken einer einheitlichen Politik in der Südſee. Der große Drache in China ſchlief noch unerſchütterlich feſt, und Japan war für Europa wenig mehr als das Land der Kirſchblüte, der „Geiſha-Tänze“ und des Bauchaufſchlitzens, wie es Globetrotter jahraus jahrein uns zu ſchildern wußten. Und dicht vor den Toren der deutſchen Kolonien lag das alte Kolonialland der Spanier, die Philippinen, mit ihrer wunderbaren tropiſchen Fruchtbarkeit, ihrem Reichtum an Rohſtoffen und Kolonialwaren vom Hanf bis zum Kaffee und ihrem klimatiſch gemäßigten Siedlungsland. Wie wertlos erſchien dieſer entlegene Beſitz für die ſpaniſche Krone bei der bodenloſen Mißwirtſchaft der Epigonen der alten Konquiſtadoren und bei den revolutionären Geburtswehen der neuen Zeit, die das ganze herrliche Land ununterbrochen erſchütterten. Manila war nur noch ein koſtſpieliger „Weißer Elefant“ für das arme, aber ahnenſtolze Spanien. Warum ſollten wir Deutſche, die nächſten Nachbarn, es nicht ſein, denen bei dem drohenden ſpaniſchen Staatsbankerott dies prächtige Erbſtück aus dem

Digitized by Google

Zeitalter der Weltumsegelung gegen Geld und gute Worte zufiel? Man braucht es heute nicht zu verhehlen, daß die deutschen Gedanken damals einen weiteren Flug nahmen, über die bescheidenen kolonialen Ziele Bismarcks hinaus, und daß sie in einer rein kaufmännischen Kolonialpolitik mit Stapelplätzen und Plantagenland nicht mehr ausschließlich aufgingen. Aber diese kolonialen Blütenträume im Stillen Ozean sind vom Raubreif großer politischer Neugestaltungen in wenigen Jahren gänzlich vernichtet worden. Niemanden trifft die Schuld dafür. Der Gang der weltgeschichtlichen Entwicklung kümmert sich nicht um menschliche Entwürfe; Gewitter pflegen gegen den Wind zu ziehen. Lange vor der Katastrophe des Weltkriegs war die koloniale Entwicklung im Stillen Ozean für das Reich bereits auf einem toten Punkt angelangt. In dieses friedliche Meer da draußen war über Nacht der Frühling eines Völkererwachens eingezogen, und mit ihm kam der Sturmwind des Imperialismus. Auf seinen unheilvollen Schwingen wird noch manches schwere Wetter heraufziehen, vor allem für den fernen Osten. Das ist gewiß. Und wer vermag heute zu sagen, wie das da draußen enden wird?

Diese epochemachenden Umwälzungen in den Völkern und in den Triebkräften des Stillen Ozeans, die sein Bild so schnell und so gründlich veränderten, steckten die deutsche Kolonialpolitik mit zwingender Gewalt wieder zurück in die engen, bescheidenen wirtschaftlichen Grenzen der Bismarckschen Zeit. Für absehbare Zeit mußte jeder kolonial-strategische Gedanke den ungünstigen Mächtegruppierungen gegenüber vorsichtig zurücktreten; an eine

Digitized by Google

neue „deutsche Erde“ für das deutsche Volk war dort nicht mehr zu denken. Was wir im Stillen Ozean unser nannten, war ein ausgesprochen friedliches Wirtschaftsgebiet, bescheiden, aber aussichtsvoll bei solider deutscher Arbeit. Und an der hat es nicht gefehlt. Als ich um 1907 wieder hinaus kam, war ich überrascht über die geradezu glänzenden Erfolge, die Landeskultur und kaufmännische Betriebsamkeit im Verein mit der deutschen Hongkong-Sydney-Linie des Lloyd dem einst so verachteten Lande abgerungen hatte. Das tiefe Stilleben, das tausend Jahre über der weiten Südsee gelastet hatte, war von dem Morgenrot des beginnenden See- und Handelsverkehrs gewichen. Auf den Ruinen einer Weltkatastrophe erblühte neues, frisches Leben. Inseln, die früher nur selten einmal und auch dann nur zufällig von einem Schunerkapitän oder einem halbwilden amerikanischen Walfischfänger besucht wurden, waren inzwischen Stapelplätze der regelmäßigen deutschen und australischen Dampferlinien geworden; und die Eingeborenen, deren Lieblingsbeschäftigung noch vor zehn Jahren Kopfjagd und Menschenfressen gewesen war, hatten sich zur Plantagenarbeit bekehrt, oder schleppten gegen blankes Geld und schwarzen Elefantentabak Kohlen, Kisten und Koffer über die Landungsbrücken. Über diesem gewaltigen Aufschwung der Südseegebiete sind die alten schlichten Hamburger Pioniere deutschen Handels reiche Leute geworden. Sie haben es noch erleben können, in den Genuß der Früchte ihrer harten Arbeit und ihres Unternehmungsgeistes zu kommen. Wie ein reiches Ährenfeld in lachender Pracht lagen noch vor einem Jahre diese oft geschmähten Südseegebiete vor unseren

Digitized by Google

Augen, wartend der Ernte. Da kam über Nacht das gewaltige Hagelwetter des Weltkrieges und begrub unter ſeinen vernichtenden Schlägen unſere Hoffnungen.

Und oben im Norden des Meeres, im Brennpunkt des oſtaſiatiſchen Weltverkehrs, hatte ſich die neue Handelsmetropole des fernen Oſtens, der Stolz der deutſchen praktiſchen Kolonialpolitik, Tſingtau, zu einer großartigen Eingangspforte für den chineſiſchen Rieſenmarkt ausgebaut, ein ſtaunenswertes Werk deutſchen Schaffens. Treibhausartig ſchnell hatte ſich die Stadt zur Blüte entwickelt, gleich jenen Wunderſtätten an den anderen Küſten des Stillen Ozeans: San Franzisko, Auckland, Melbourne und Sydney. Und dahinter das weite fruchtbare Land, ein Tummelplatz deutſcher Arbeit und Schaffenskraft mit Eiſenbahnen- und Grubenbetrieb aller Art, ein ſtarker Stützpunkt für die wirtſchaftliche Eroberung eines wichtigen Teiles von China. Nein, das waren keine ſpaniſchen Schlöſſer von Kolonialſchwärmern mehr! Denn die Erſchließung des Weltmarktes China mit ſeinem unerſchöpflichen Reichtum wird in abſehbarer Friſt den Weltwirtſchaftsbetrieb ſtärker, umwälzender beeinfluſſen, als es einſt Indien getan hat. Ein Bild hoffnungsreichen Werdens! Aber bei einer ſo glänzenden Entwicklung konnte auch niemand im Zweifel ſein, daß dieſes deutſche Neuland in China der beneidetſte und darum auch der gefährdetſte Kolonialbeſitz des Reichs im Stillen Ozean war. Indeſſen, wie dürfte die Sorge vor der Zukunft eine tapfere Nation in ihrem Willen zu Macht und Größe anfechten! In maritimen Kreiſen, und darüber hinaus, wußte man ſehr wohl,

Digitized by Google

daß Tſingtau mit ſeinen ſchwachen Feſtungswerken und ohne jeden Rückhalt im fremden Lande ein von vornherein verlorener Poſten war für den Fall eines Krieges mit einer größeren Seemacht. Wie oft iſt die Frage einer ſtärkeren Befeſtigung erörtert worden! Aber mit Recht hat man ſie immer dahin entſchieden, daß an überſeeiſche Außenwerke heute noch nicht allzuviel Wehrkraft der Flotte und des Heeres verſchwendet werden darf. Und koloniale Verluſte ſind bei der europäiſchen Machtſtellung Deutſchlands keineswegs endgültige.

Es konnte darum auch für keinen Kundigen eine Überraſchung ſein, als der Wirbelſturm des Weltkrieges dieſe ganze deutſche Erde im Stillen Ozean mit dem Ergebnis deutſcher Kulturarbeit eines Menſchenalters in kurzer Friſt hinwegfegte. In dem ſchutzloſen Neuguinea und auf Samoa holten ſich die Auſtralier ihren erſten „Kriegsruhm“; und eine pomphafte Reuter-Siegesdepeſche verkündete der Welt das große Ereignis der „Eroberung“ der Marſchallinſeln und Karolinen durch die Japaner. Als ich die Ehre hatte, König Mataafa von Samoa, ſeine zwölf ſamoaniſchen Häuptlinge und ſeine fette Nichte Talala in feucht-fröhlicher Gefangenſchaft in Jaluit zu bewachen und zu bewirten, gab es da draußen nur ein einziges bronzenes Geſchütz, abgeſehen von einer alten Mitrailleuſe aus dem franzöſiſchen Kriege, die ein menſchenfreundlicher Händler nach Nauru verſchleppt hatte. Jene Salutkanone wurde alljährlich nur einmal, dann aber auch zur ungeteilten Freude der großen und der kleinen braunen Kinder, abgefeuert, zum Geburtstag des Kaiſers. Dabei paradierte dann die geſamte Kriegsmacht

Digitized by Google

des deutſchen Schutzgebiets, die alles in allem aus meinen drei farbigen Leibgardiſten beſtand. Ohne Shakeſpeare je geleſen oder den trinkfeſten Falſtaff perſönlich kennen gelernt zu haben, wußten ſie ganz genau, daß Vorſicht der beſſere Teil der Tapferkeit ſei; und haben ſich ſtets nach dieſer Weisheit gerichtet. Wie ein Mummenſchanz mutete mich darum die Nachricht an „von der ruhmvollen Eroberung“ der deutſchen Südſeekolonien. Ein lächerliches Satyrſpiel nach der tapfern Verteidigung von Tſingtau gegen eine Übermacht von Feinden zu Lande und zur See und nach dem Heroenkampf eines Grafen von Spee bei Santa Maria und bei den Falklandsinſeln. Als die Nachrichten von dieſem faſt übermenſchlichen Ringen, von dieſem ſieghaften Todesgang der deutſchen Helden in der Heimat eintraf, hielt man unwillkürlich den Atem an, und ſtärker klopften aller Herzen. Was da draußen geſchehen war, klang wie ein herbes Schlachtenlied aus der uralten Zeit der Wikinger-Seekönige; und die Kunde davon traf unſer Ohr ſo erſchütternd, wie der letzte Hornruf Rolands aus dem Ronzevallertale vor tauſend Jahren Kaiſer Karl den Großen in Frankreich. Wie haben ſich doch die prophetiſchen Worte des hanſeatiſchen Dichters Otto Anthes in unſeren Tagen da draußen ſo wunderbar in Wirklichkeit umgeſetzt! Das Gedicht iſt ſchon im Jahre 1905 in der Münchener „Jugend“ an etwas verſteckter Stelle erſchienen, aber heute aktuell wie kaum ein zweites geworden. Auf dem Platz iſt ein Telegramm angeſchlagen: „Die ruſſiſche Flotte von den Japanern vernichtet, der Admiral gefangen.“ Zwiſchen dem Menſchenſchwarm auch

Digitized by Google

„ein klein mongoliſch Geſicht,
Aus grünlichgelbem Holz geſchnitzt,
So unbewegt, nur das Auge blitzt!“

Daneben zwei Matroſen, Arm in Arm, auf Urlaub.

Und plötzlich ſagt der eine Mann:
„Junge, Junge, nun kommen wir dran.
Haſt du das gelbe Vieſt geſehen?
Wie dem die Augen ſpazieren gehn? ....
Junge, Junge, die Sache iſt flau
Mit dem verdammten Kiautſchau.“ —
Der andre ſpuckt erſt vor ſich hin:
„Wenn ſchon, denn ſchon, laß man ſin!
Wenn der Düwel die Mühle dreht,
Mühle und Müller zum Düwel geht.
Aber, Junge, das ſag ich dir:
So 'ne Depeſche hängt dann nich hier
Von wegen ‚Admiral gefangen‘!
Dann heißt's:
Die Flotte iſt untergegangen
Mit Mann und Maus und Offizier
Und mit Hurra! Das ſag ich dir.“

Und wem tritt heute, wo die einzelnen Epiſoden der Belagerung von Tſingtau auch bei uns bekannt geworden ſind, nicht jene todesmutige Burgundenſchar des Nibelungenliedes

Digitized by Google

vor Augen, unbekümmert um den gewiſſen Untergang, kämpfend bis der Burgſaal brennend um ſie zuſammenbricht:

„Uns iſt in alten Mären Wunders vil geſeit
Von Helden lobebären, von großer Küonheit!“

Wir wollen den finſtern Meergott nicht anklagen, der den Grafen von Spee, den Mann unbändiger Willensſtärke, das Charakterbild eines Hagen der See, mit wehender Reichsflagge hinabzog zu ſich in die Tiefe; er ſchenkte ihm dafür das unverlierbare, koſtbare Vorrecht der Unſterblichkeit. Denn ſolange noch ein deutſcher Kiel die Meereswellen durchfurcht, wird nicht nur bei uns, ſondern bei den ſeefahrenden Völkern aller Zonen der Ruhm des Grafen von Spee erklingen. Ein japaniſcher Bekannter und Bewunderer Deutſchlands, der als Knabe ſelbſt noch im Ehrenkodex des „Buſchido“ erzogen iſt, ſchrieb mir nach der Schlacht bei den Falklandsinſeln: Sie ſollten auf ſein Kenotaph den Wahlſpruch unſerer alten Samurai eingraben laſſen:

„Wer durch das Tor des Todes geht,
Geht in das Tor des Lebens ein!“

Und wenn einſt der Friede wiederkehrt in das deutſche Land, dann ſollte unſer Volk da oben auf der deutſchen Seekriegswarte, dem roten Felſen von Helgoland, einen gewaltigen Runenſtein nach Wikinger Art errichten zum ewigen Gedächtnis an den Seehelden des Stillen Ozeans, der der jungen Flotte vorangegangen iſt als Pfadfinder für deutſchen Seeruhm; getreu

Digitized by Google

dem kategoriſchen Imperativ für jeden Kriegsſchiffkommandanten, die Flagge lieber mit ſich zu nehmen in den Tod, als ſie in Feindeshand kommen zu laſſen. —

Über Nacht iſt der deutſche Kolonialſtaatsſekretär Dr. Solf ein Miniſter ohne Portefeuille geworden. Vor ſeinen bekümmerten Blicken liegt ein weites Trümmerfeld zerſtörter Hoffnungen. Und das nur wenige Monate nach der verheißungsvollen Kunde aus der Wilhelmſtraße von dem endlichen günſtigen Ausgleich zwiſchen Deutſchland und England über die afrikaniſchen Beſitzungen und Zukunftsintereſſen! Was waren wir doch, alle ſamt und ſonders, für unverbeſſerliche Optimiſten vor dem Weltkrieg! Heute ſind die deutſchen Kolonien von der öſtlichen Weltkugel geſtrichen, freilich nur vorläufig; das iſt unſer Troſt. Nur keine übereilten Grabreden; ſoweit ſind wir noch nicht! Ein Mann mit dem Namen Napoleon — größer als Kitchener und Fiſher — hatte vor hundert Jahren auch einmal und in noch radikalerer Weiſe die europäiſche Landkarte zum Schaden unſeres Vaterlandes umgezeichnet; aber wir wiſſen, das war nicht von langer Dauer. Der Pariſer Frieden hat Frankreich damals Beſcheidenheit gelehrt. Ein Londoner Frieden wird in unſeren Tagen, ſo hoffen wir zuverſichtlich, auch England das Handwerk des unberufenen Weltkartenverbeſſerers ein für allemal legen. —

Solche zeitweiligen Rückſchläge auf dem Wege zu Macht und Größe, namentlich auf überſeeiſchem Felde, weiſt die Entwicklungsgeſchichte aller Nationen auf. Heute, im Weltkrieg, wo es um weit höhere Werte geht, bedeutet der deutſche Verluſt

Digitized by Google

im Stillen Ozean für unſer muskelſtarkes Volk nicht viel mehr als ein tiefes Atemholen zu neuer Kraftäußerung. Gewiß auch eine unangenehme Erfahrung. Aber dafür ſpricht auch die politiſche Lehre, die aus dieſen kolonialen Verluſten erwächſt, eine weit nachdrücklichere Sprache zu uns, als die klügſten Beweisführungen, die ſich aufbauen auf dem Triebſande der völkerrechtlichen Hochſchulweisheit oder der Kulturphiloſophie blutloſer Gelehrter. Die engliſche „Kulturtat“ der Wegnahme von eminent friedlichen deutſchen Stapelplätzen und Plantagengebieten im Stillen Ozean ſollte doch endlich und ein für allemal den überzeugendſten Beweis erbracht haben, daß all das Geſchwätz von einem Gottesfrieden für die überſeeiſchen Gebiete vor dem Ernſt des Krieges wie Spreu im Winde verfliegt. Ein Staat, der wilde, farbige Raſſen aus allen Erdteilen nach Europa ſchleppt gegen eine weiße Kulturmacht, der trotz ſeiner eigenen drakoniſchen Seegeſetze ungeſcheut auf allen Meeren Menſchenraub treibt, der wird ganz gewiß auch nicht Halt machen vor den Axiomen der Humanitätsapoſtel oder vor den Paragraphen der Friedenskonferenzen. England hat den Altar der Solidarität der weißen Raſſe, den es einſt in beſſeren Tagen ſelbſt errichtet hatte, mit dieſem Kriege zu einer armſeligen Vogelſcheuche gemacht. Das deutſche Volk wird an ſolche engliſchen Fetiſche nie wieder glauben. —

Weit entlegener, zerſtreuter Kolonialbeſitz, wie der deutſche im Stillen Ozean, wird immer der Gegenſtand politiſcher Sorge ſein, ſo lange das Mutterland außerſtande iſt, ihn mit ſeiner Seemacht zu decken. Oder die Kolonie muß von einer ſolchen

Digitized by Google

Ausdehnung und inneren Wehrkraft sein, daß sie sich im Notfalle selbst verteidigen kann.

Das aber war da draußen nicht der Fall. Und das endliche Schicksal dieser deutschen Kolonien im Stillen Ozean? „Vor den Toren von Metz liegt es!“ hatte Bismarck vor fast dreißig Jahren die Frage beantwortet. Das trifft heute schon nicht mehr zu. Die deutsche Nation wird die Kolonien in diesem Weltkriege nicht von Frankreich, sondern von dem seegewaltigen England und von Japan zurückerkämpfen müssen; nicht vor Metz, sondern im Kanal, vor London, vielleicht auch noch anderswo im Weltmeer. Selbst nach entscheidenden Siegen Deutschlands auf der ganzen Linie und auch beim besten Willen Englands, auf den wir in Zukunft nie wieder rechnen werden, wird die Rückgabe der deutschen Erde im Stillen Ozean ganz gewiß nicht so leicht sein, wie es ihre Wegnahme war. Den schwachen englischen Kolonialrepubliken in der Südsee wird die englische Regierung am Ende noch ihren Willen aufzwingen können. Muß es uns den Raub zurückerstatten, dann liquidiert vielleicht Frankreich seinen Südseebesitz zugunsten von Australasien. Was geht das uns am Ende an? Mit Japan aber, das offenbar immer mehr seine eigenen Wege geht, abseits von allen Verträgen mit seinen englischen Verbündeten, wird die Auseinandersetzung schwieriger sein. Die Befürchtung liegt nahe, daß diese verschlossenen gelben Leute in Tokio, denen England das Schicksal von Ostasien und auch zum Teil von Hinterindien für ein unsicheres europäisches Linsengericht mit dem ganzen Leichtsinn des reichen Verschwenders in die Hände gespielt hat, auf eine solche

Digitized by Google

Forderung der Herausgabe von Kiautſchou und der mikroneſiſchen Gebiete an Deutſchland ihren guten engliſchen Freunden mit einem Mona Liſa-Lächeln antworten: „Kommt und holt ſie Euch!“ Schon aus dieſem Grunde iſt ein Streit über das Schickſal der deutſchen Kolonien im Stillen Ozean zurzeit noch recht überflüſſig. Die kolonialen Erwerbsgeſellſchaften rühren ſchon heute kräftig Lunge und Feder für die Erhaltung ihrer jahrzehntelangen harten Arbeit. Sie wollen den Lohn dafür nicht verlieren. Ganz gewiß ihr gutes Recht, eine Ehrenpflicht ſogar. Ein Arbeitsfeld an Opfern ſo reich verläßt man nur mit blutendem Herzen. Aber höher als alle Einzelintereſſen, ſo berechtigt ſie für ſich auch ſein mögen, muß der große allgemeine Geſichtspunkt einer notwendigen Konzentration der geſamten deutſchen kolonialen Arbeit ſtehen. Und auf eine ſolche ſcheinen mir die Erfahrungen des Weltkrieges mit zwingender Gewalt uns hinzuweiſen. Unſere koloniale Zukunft wird in Nähe von Europa liegen müſſen, zunächſt in Afrika. Wenn dieſe und die Rückſicht auf die Stärkung deutſcher kolonialer Wehrkraft Opfer im Stillen Ozean fordern ſollten — ich laſſe das vorderhand dahingeſtellt ſein —, dann müſſen ſie ohne Murren auf dem Altar des Vaterlandes gebracht werden. Es iſt mit eine Lehre des Weltkrieges, daß es ſtärkere Säulen ſein müſſen, die das Reich in ſeiner überſeeiſchen Machtſtellung im Ausland ſtützen und tragen, als es Handelsintereſſen an dieſer oder jener weltfernen Stelle allein ſind. Und die ſtärkſte Säule bleibt immer die **Wehrkraft**, — auch in den deutſchen Kolonien. Für eine Nation, die einen ſolchen Krieg ſiegreich beſteht, darf es in Zu-

Digitized by Google

kunft Karolinen- und Samoafragen niemals wieder geben. **Für** koloniale Pygmäenkämpfe haben wir keine Zeit mehr, wo **uns** ein „deutſcher Tag“ heraufdämmert. Da iſt es für das **Deutſche** Reich ohne Zweifel die wichtigſte, die Lebensfrage, vor **allem** Andern zunächſt den Unterbau, auf dem ſeine überſeeiſche **Machtſtellung** ruhen ſoll, breiter und tragfähiger zu machen, als **bisher.** Und der liegt — in **Europa**!

Digitized by Google

4. Das Völkererwachen im Stillen Ozean und die Renaissance im fernen Osten.

„Die Welt am Ende des 19. Jahrhunderts steht unter dem Zeichen des Verkehrs."

Kaiser Wilhelm II. unter seinem Bilde an Dr. v. Stephan. 1891.

Wir bezeichnen unser Zeitalter, das uns Reichseinheit, Großmachtstellung, Seegeltung gebracht, die vaterländischen Träume von Jahrhunderten erfüllt hat, mit Recht als „die große Zeit" der deutschen Nation und angesichts des gewaltigen Aufschwungs des gesamten Kulturlebens wohl auch als eine zweite „Renaissance". Aber die politische Umbildung Europas ist, so bedeutend sie auch an sich dem deutschen Auge erscheint, doch nicht von hinreichend umwälzender Kraft für die politische Erdkunde gewesen, um das alte Kartenbild aus unserer Schulzeit umzumalen. Das Schachbrett der europäischen Diplomatie ist im wesentlichen bis auf diese Stunde des Weltkrieges dasselbe geblieben; nur die einzelnen Figuren haben über den kriegerischen Auseinandersetzungen hier an Wehrkraft und Einfluß gewonnen und an anderer Stelle verloren.

Digitized by Google

Am andern Weltende, im Stillen Ozean, dagegen sind genau in demselben Zeitraum die Umwälzungen von so epochemachender Bedeutung gewesen, daß darüber die ganze östliche Erdkugel schon heute ein völlig anderes Gesicht erhalten hat. Es ist eine neue Erde in dieser Wasserwüste geschaffen worden; junge Volks- und Staatengebilde, voll überschäumenden Kraftbewußtseins, sind erstanden, Naturgewächse von Fleisch und Blut, nicht wie auf dem Balkan schwindsüchtige Kunstgeschöpfe aus der Retorte impotenter diplomatischer Perückenweisheit. Daneben hat eine überraschende Wiedergeburt alter ostasiatischer Völker begonnen, die eine Kulturreformation und eine völlige Umbildung aller bisherigen wirtschaftlichen und politischen Machtverhältnisse in jenen gewaltigen Raumgebieten herbeiführen wird. Das alles erscheint uns wie ein Wunder unserer Tage. Und diese völlige Umbildung vollzog sich zunächst nicht, wie in Europa, unter dem Druck großer kriegerischer Ereignisse, sondern allein unter dem friedlichen taufrischen Einfluß des Weltverkehrs. Das ist die Macht, die alles von Grund aus umgeschaffen hat. Die späteren Kriege da draußen sind lediglich Folgeerscheinungen der vorausgegangenen geistigen Umwälzungen.

Die Phantasie der alten Renaissancezeit ersann sich einen großen Zauberer Faust. Er verstand Gold zu machen, konnte Berge versetzen und lehrte die Menschen mit seinem Mantel das Fliegen. Jener mythische Faust ist für unsere Zeit und in ernster Wirklichkeit der allmächtig schaffende Erdgeist des modernen Verkehrs, der alle Zweige des technischen Vermögens

Digitized by Google

ſich dienſtbar gemacht hat, zu Lande, zu Waſſer und auch in der Luft. Sein Zauberſtab ſtampft Myrmidonenvölker aus dem Boden, bildet ſie um zu lebenskräftigen Staaten und verſchiebt ſo die Tummelplätze der Weltgeſchichte von einem Ende der Erde zum andern. Erkennt man aber im Weltverkehr von heute die größte treibende Kraft des Werdens unſerer Zeitgeſchichte, dann büßt die ſchnelle wirtſchaftliche und politiſche Entwicklung der Dinge im Stillen Ozean an Überraſchendem und Unbegreiflichem in unſern Augen erheblich ein. Denn dieſer überſeeiſche Verkehr mit allem, was dazu gehört, iſt ſeinerſeits wieder nichts anderes, als das Geſamtergebnis aus der gewaltigen Revolution der techniſchen Wiſſenſchaften im alten Europa, die wir während der letzten fünfzig Jahre ſelbſt mit erlebt und die wir hingenommen haben als etwas durchaus Natürliches, Selbſtverſtändliches. —

Von den neuen Volks- und Staatsgebilden im Stillen Ozean haben Kalifornien, Oregon und Waſhington und das engliſche Kanada keinen nennenswerten Einfluß auf die große Politik. Dieſe amerikaniſchen Küſtenſtaaten ſind eben Teile der Republik der Vereinigten Staaten von Amerika; das Regiment ruht im Weißen Hauſe von Waſhington, nicht in San Franzisko. Andernfalls würde heute der Wind von dorther für Deutſchland wohl erheblich günſtiger wehen. Und Kanada iſt vor allen andern engliſchen Staatenkolonien in der drückendſten Abhängigkeit vom Mutterlande. Zurzeit gravitiert es mehr nach dem Oſten, nach dem Atlantiſchen Meere, als nach dem Weſten, dem Stillen Ozean. — Weitaus höheres Inter-

Digitized by Google

eſſe fordern die beiden engliſchen Staatenkolonien in der Südſee, Neuſeeland und Auſtralien, wegen ihrer durchaus eigenartigen, von jeder engliſchen Bevormundung faſt unabhängigen ſtaatlichen Entwicklung und politiſchen Stellungnahme. Beide Staatsweſen ſind übermoderne demokratiſche Gebilde des ausgeſprochen ſtaatsſozialiſtiſchen Gedankens, Republiken, über denen nur ganz äußerlich noch der maleriſche Faltenwurf des engliſchen Königsmantels liegt. Die engliſche Regierung iſt ohne jeden politiſchen Einfluß und begnügt ſich mit dem armſeligen Zugeſtändnis dekorativer Äußerlichkeiten einflußloſer Gouverneure von „erlauchter Herkunft“, die ſich bei ihrem öffentlichen Auftreten von einer Hoheitsſtaffage aus Spitzenreitern und Kammerherrn mit blauſeidenem Frackkragen begleiten laſſen dürfen. Oft ſchickt man ſie nur hin, um ihre zerrütteten Finanzverhältniſſe aufzubeſſern. Und ſelbſt gegen dieſe bloße Faſſade der engliſchen Weltherrſchaft hat ſich die ſozialdemokratiſche Mehrheit im Staate Neu-Südwales in den letzten Jahren ausgeſprochen; man will die hohen Gehälter los ſein, und vor kurzem iſt ſogar dem auſtraliſchen Generalgouverneur die hübſche Reſidenz in Sydney vom Parlament aufgekündigt worden. Bei dem radikalen Wahlrecht nach der Kopfzahl und unter Einſchluß der Frauenſtimmen iſt der entſcheidende Einfluß auf alle ſtaatlichen zollpolitiſchen und auch politiſchen Maßnahmen allmählich ganz in die Hände der ſozialiſtiſchen, der Arbeiterpartei der großen Städte gekommen, auch wo ſie noch nicht das verantwortliche Miniſterium zu ſtellen hat. Dabei iſt die ſozialdemokratiſche Partei klug genug, um

Digitized by Google

alles monarchiſche und kirchliche Außenwerk beizubehalten. Es gehört im engliſchen Land auch für einen Sozialdemokraten zum guten Ton, daß er beim Namen des Königs aufſteht oder bei einem Hoch auf ihn „God save the King“ ſingt und an Sonn- und Feiertagen den Gottesdienſt beſucht. Freilich denken die meiſten ſich weder bei dem einen noch bei dem andern allzuviel. Aber der ausgeſprochen kirchliche Standpunkt der Arbeiterpartei genügt doch, um die iriſchen Katholiken unter dem Vorantritt des vor wenigen Jahren verſtorbenen Kardinals Moran in Sydney, eines eingefleiſchten Irländers, aber hervorragenden, auch äußerlich imponierenden Kirchenfürſten, ſamt und ſonders zur ſozialiſtiſchen Fahne ſchwören zu laſſen. So iſt Auſtralien nicht mit Unrecht zu dem Rufe eines „Arbeiterparadieſes“ gekommen. Alles dreht ſich dort in erſter Linie um die Intereſſen der Arbeiter. —

Neuſeeland hat bisher die Aufmerkſamkeit weit weniger auf ſich gezogen, als Auſtralien, obgleich es als „Dominion“ nach der engliſchen Reichsetikette den Vortritt vor jener weit größeren Kolonie hat. Die beiden Inſeln von Neuſeeland, nur durch den ſchmalen Kanal der Cook-Straße getrennt, aber grundverſchieden von einander in Klima und Bodencharakter, ſind genau das Antipodenland von Deutſchland und liegen fernab von den Hauptſtraßen des Weltverkehrs. Mit Auſtralien vermittelten bisher nur minderwertige Dampfer den Verkehr; erſt in den letzten Jahren haben die großen engliſchen Hauptlinien London-Sydney einige ihrer Schiffe bis Wellington weiter fahren laſſen. Sonſt gab es nur noch Dampfer für den Südſeever-

Digitized by Google

kehr und die englische Linie um das Kap Horn nach der Ostküste von Südamerika. Eine Verbindung mit der amerikanischen Gegenküste bestand überhaupt nicht. Bei einer solchen Weltentlegenheit ist es kein Wunder, daß ein so zukunftsreiches Land, wie es sich zum zweiten Male auf der Welt nicht wiederfindet, heute kaum erst eine Million Einwohner zählt; bei einem Flächeninhalt von der Größe Italiens. Dabei ist Neuseeland von hervorragender Fruchtbarkeit und die Südinsel ein geradezu ideales Land für Siedelungszwecke; in den Niederungen für Ackerbau, in den höheren Matten des Hochgebirges für Viehzucht — und ohne die australischen Dürren. Es besitzt daneben für künftige Industrien außerordentlichen Wasserreichtum in Flüssen und Bergseen, in Westport eine weit bessere Kohle als die australische von New-Castle und reiche, zum Teil noch unangebrochene Mineralienlager. Dazu kommt in der Südinsel ein mildes Klima mit einem Winter gleich dem der Südabhänge der Alpen. Daß ein so wundervolles Stück Erde von der Einwanderung bisher so vernachlässigt worden ist, liegt nur an dem Mangel des Weltverkehrs. Früher ist das Land stark bewohnt gewesen, aber der blutige Vernichtungskrieg einer brutalen englischen Eroberungspolitik hat die Maoris bis auf etwa 80 000 Köpfe herabgebracht. Wer sich über die „humane" Methode der Kolonisation und Kulturmission Englands näher unterrichten will, braucht sich nur in Waikarewarewo oder besser noch im Gelände des gerühmten Wanganui-Stromes mit den alten tätowierten Maoris, die diese Dinge noch miterlebt haben, vertraulich zu unterhalten. Er wird dabei haarsträubende Dinge

Digitized by Google

erfahren; würdige Seitenstücke zu den Scheußlichkeiten des Burenkrieges. Vor einigen Monaten haben sich die Engländer der heroischen Kämpfe der Eingeborenen von Neuseeland wieder einmal erinnert. Eine Reuter-Depesche kündigte pomphaft den Anzug einer Hilfstruppe von 50 000 „tapferen Maoris“ an. Danach müssen sich die Leute vom Wanganui-Fluß in den paar Jahren, daß ich sie zum letzten Male gesehen habe, erstaunlich schnell vermehrt und dazu auch ihren alten tiefeingewurzelten Nationalhaß gegen ihre mitleidslosen Unterdrücker ganz vergessen haben. Aber „Reuter“ bringt am Ende alles fertig. —

Mit der Beendigung der Maori-Kriege begann die Erschließung des Landes für Bodenkultur, Handel und Verkehr; in dem ganz überhasteten Tempo unserer Zeit. In allen Zweigen der Staats- und Gemeindeverwaltung war ein förmliches Wettrennen um das Allermodernste. Man war nicht wenig stolz darauf, daß man in Kaupoi den ersten weiblichen Bürgermeister besaß — nebenbei eine Deutsche von Geburt, aus dem Hessischen — und die schärfsten Gesetze gegen den Ausschank von Alkohol. Der Einfluß des Frauenstimmrechts war hier unverkennbar! Die Neuseeländer sind offenbar mächtige Pantoffelhelden! Im Parlament wurde die Gesetzemacherei zum Sport; selbst der zahme weiße Walfisch in der Bucht von Wellington, der „Pellorous-Jack“, erhielt sein eigenes Schutzgesetz vom Unterhaus, als man einmal auf ihn geschossen hatte! „Je schlechter der Staat, desto zahlreicher die Gesetze!“ warnt schon Tacitus in seinen Annalen. Was in Neuseeland im sozialen Experimentieren während der

Digitized by Google

letzten Jahre geleiſtet worden iſt, ſpottet jeder Beſchreibung. Man ſpricht von einem „Land der ſozialen Wunder“; mir ſcheint nur das ein Wunder zu ſein, daß das Inſelgebiet darüber nicht ſchon längſt bankerott geworden iſt. Schulden hat man übergenug. Was den Staat heute allein noch über Waſſer hält, ſind die goldenen engliſchen Ketten. Dabei ſind die Neuſeeländer verſchwenderiſch freigiebig. Vor ein paar Jahren, als England in Flottennöte kam, ſchenkten ſie den „armen“ Leuten in London einen Dreadnought; freilich mußten ſie ſich das Geld dazu erſt von einer engliſchen Bank leihen. „Wir taten, was wir ſchuldig ſind“, erklärte der ſardiniſche Adel einmal dem Könige; „aber wir ſind auch — alles ſchuldig geblieben!“ Stolz will ich den Spanier! — Trotz alledem iſt es mit der Entwicklung des Landes und der Verkehrserſchließung des Innern über Erwarten ſchnell vorwärts gegangen. Auch die Maoris haben der Kulturbewegung volles Verſtändnis entgegengebracht. Und die Briten, die doch ſonſt ſo peinlich zurückhaltend ſind, wenn es ſich um Farbige handelt, ſitzen mit den braunen Leuten im Parlament zuſammen und haben es geduldig hingenommen, als der Maori-Sprößling Carrol in Abweſenheit des Miniſterpräſidenten das Regiment führte. Mani Pomari war zu meiner Zeit Chef des Geſundheitsamts und Ngatha, wie Pomari Vollblut-Maori, gar Miniſter! In Deutſchland wird man das Überraſchende dieſer kulturellen Siebenmeilenſtiefel-Entwicklung der Eingeborenen am beſten ſich vergegenwärtigen, wenn man ſich denkt, daß der preußiſche Kultusminiſter der leibhaftige Sohn eines der beiden wilden

Digitized by Google

Männer mit Blätterschurz und Keule wäre, die im preußischen Staatswappen als Wappenhalter zu sehen sind! —

Eine überaus glänzende Aussicht aber eröffnet sich für die Kolonie mit dem Panamakanal. Der neue Seeweg bringt das Land aus der Einsamkeit einer verlorenen Sackgasse unserer Erde mitten in den großen Seeverkehr, dicht heran an eine der Hauptachsen, um die sich heute der Welthandel dreht, an die Vereinigten Staaten von Amerika, und um einen Zeitraum von zwei Wochen näher an Europa. Kein Wunder, daß man schon heute in Erwartung großer Dinge in Neuseeland das Gesicht gespannt der amerikanischen Lichtseite zuwendet. Ohne Zweifel wird gleich nach der Eröffnung des Panamakanals eine Fremdenindustrie in großem, echt amerikanischem Maßstabe auf den Inseln einsetzen. Unter ihrem Einfluß wird Handel und Wandel und damit der allgemeine Wohlstand eine ungeahnte Steigerung erfahren. Dieses herrliche Land ist für den Welttouristenverkehr geradezu ideal, mit seinem Reichtum an landschaftlich Großem und Eigenartigem. Es verbindet die Wunder der Tropen mit den heroischen Szenerien der nordischen Fjorde und der Gletscherwelt der Alpen. Dazu der bizarre Reiz der Geisergebiete und Riesenvulkane im Norden. Die Verwirklichung aller Zauber des „Sommernachtstraumes" der modernen Bühnenkunst in gigantischem Maßstabe mit der lebendigen Staffage der schönen Maori-Menschen! Im Jahre 1787 hat Forster Neuseeland besucht und prophezeite schon damals dem Lande eine glänzende Zukunft. Er meinte, daß ihm die Inselgruppe bestimmt zu sein schiene, dereinst „die Königin der südlichen Welt"

Digitized by Google

zu werden. Vielleicht erfüllt sich das noch in unseren Tagen, denn die Südsee tritt mit Riesenschritten ein in die Geschichte. —

Der Entwicklungsgang des australischen Volkes ist grundverschieden von dem Werdegang des neuseeländischen. In der neueren Geschichte steht er wohl in seiner Art einzig da. In dem Schaufenster eines Schuhladens in einer der Sydneyer Hauptstraßen sah ich einmal zwei jener schweren schweinsledernen Pantinen mit dem bezeichnenden Eisenring, wie sie der australische Sträfling tragen mußte, neben einem Paar der elegantesten Lackstiefelchen für Gesellschaftszwecke. Der witzige Schuster hatte sarkastisch darunter geschrieben: „Einst und jetzt!" Eine kurzgefaßte Entwicklungsgeschichte Australiens für den Anschauungsunterricht! Von einem staatlichen Riesenzuchthaus zu einem republikanischen Bundesstaat der allermodernsten sozialistischen Form, der »Commonwealth«, innerhalb von fünfzig Jahren! Bis 1853 hat die englische Regierung mehr als 600,000 Menschen als Staatsgefangene nach dem neuen Weltteil transportieren lassen. Das ist im wesentlichen der Grundstock des heutigen australischen Volkes. „Kratzt man einen Russen", heißt es, „so kommt allemal der Tartar zum Vorschein." Auch die australischen Baronets, die man in London zum nicht geringen Entsetzen der altenglischen Aristokratie in den letzten Jahren zu schaffen angefangen hat, darf man einer Ahnenprobe nicht unterwerfen; andernfalls muß man gewärtig sein, schon in der zweiten Generation auf einen englischen Wilddieb oder Beutelschneider zu stoßen. Und im Hause des Gehängten spricht man nicht gern vom Strick. —

Digitized by Google

Eine übermütige Weltlaune hat in Australien aus dem Reſtekaſten der Völker Europas eine neue Nation zuſammengeſchweißt. Ein recht buntſcheckiges Völkergemiſch, ein willkommenes Studienfeld für den Völkerpſychologen und ein Sprachenwirrwarr dazu wie beim Babeler Turmbau, alles unter engliſchem Deckblatt. „Wer kennt die Völker, nennt die Namen, die gaſtlich hier zuſammenkamen!“ Verbrecher und Abenteurer, die verlorenen Söhne aller Weltteile und dazu ein kerniger Einſchlag von tüchtigen Arbeitern und Bauern, die Sehnſucht nach der eigenen Scholle hinaustrieb in die Ferne. Darüber eine ganz dünne Schicht abendländiſchen Kulturfirniſſes, ein weißes Vorhemdchen, unter dem kein Hemd ſitzt. Man beſuche nur ein Theater in Sydney oder Melbourne, wo die „Elſa“ Wagners gezwungen wird, zu ihrem Sang auch noch zu tanzen! Oder eine ſtaatliche Gemäldegalerie! Bode würde ſeine helle Freude über den auſtraliſchen Kunſtunſinn haben. Dafür kann aber die Arena kaum die Zuſchauer faſſen, die herbeiſtrömen, um für einen Eintrittspreis von zwanzig bis hundert Mark den rieſigen Nigger Johnſon boxen zu ſehen. Kann man ſich ein roheres Vergnügen denken, als einem Boxkampf beizuwohnen? Die Auſtralier merken es auch recht wohl, daß man ſie in London gleich hinter Neger, Kanaken und Halbblut einſchätzt, und wie die engliſchen Klubkreiſe beim Erſcheinen eines »Colonial« nervös zuſammenzucken. Freilich zum Ausfüllen der Schützengräben in Frankreich und in der Türkei ſind die kräftigen auſtraliſchen Jungen noch lange gut genug. Die armen Toren! Sie haben das ſchon einmal im ſüdafrikaniſchen Kriege durchgemacht,

Digitized by Google

als es galt, das ehrenwerte, tapfere Burenvolk um seine Freiheit zu bringen. Aber das war in der Zeit vor der Gründung des australischen Staatenbundes, als die Einzelstaaten noch ganz unter englischer Botmäßigkeit standen. Auch ist man damals recht vorsichtig bei der Anwerbung der australischen Landsknechte vorgegangen; man klingelte dafür nur das allerübelste Gesindel in Stadt und Land zusammen, um es auf diese Art ein für allemal los zu werden. Diese verlorenen Söhne der Dame Australien kamen aber leider fast alle wieder zurück in die Heimat. Die Folge war, daß man nachher im ganzen Lande — die Zuchthäuser vergrößern mußte. In der Kultur der englischen Kriegführung gegen die Burenfrauen und Burenkinder hatten diese „Vaterlandsverteidiger" nur Übles zugelernt. Ganz rein scheint auch diesmal die Freude nicht gewesen zu sein, die England an den australischen Hilfstruppen in Ägypten gehabt hat! Sicher aber ist es überaus bezeichnend für den geringen Wert der sozialistischen Humanitätsleitsätze, wenn sich heute auch die sozialistische Musterrepublik der »Commonwealth« dazu hergibt, fast fünfzigtausend junge Australier für die einseitigen und selbstsüchtigen Handelsinteressen der Londoner Kapitalistengruppen verbluten zu lassen, an der Seite der verachtetsten Menschenrassen aller Weltteile! Und dabei fehlen in dem reichen Erntefeld des australischen Küstenlandes überall die Schnitter! Nur durch Zuwanderung zeigen die städtischen Bevölkerungsziffern noch eine Zunahme, nicht auf dem natürlichen Wege der Geburten. Ich glaube, selbst in Paris ist die Mutterschaft für die jungverheiratete Frau kein so arges Schreckensgespenst, wie für

Digitized by Google

die übermoderne Frau in Sydney und Melbourne. Wie sagt doch Roosevelt in seiner berühmten Chicagoer Rede im April 1899? Das gehört in das Stammbuch der australischen Frauen: „Frauen, die zurückschrecken vor der Mutterschaft, wandeln am Rande des Abgrunds und verdienen, von der Erde zu verschwinden, wo sie mit Recht ein Ärgernis sind für alle kräftigen, mutigen, verständigen Männer und Frauen!“ Und dabei trägt jeder Australier schon heute sichtlich die Befürchtung mit sich herum, daß der Tag schneller kommen wird, als man in Australien ahnt, wo das australische Volk wie jedes andere um seine Existenz kämpfen muß, gegen das Ameisengewimmel der kriegserprobten gelben Rasse. Für ein solches Völkerringen genügt aber eine Einwohnerzahl von noch nicht fünf Millionen ganz gewiß nicht.

Und gerade in dieser unzureichenden Zahl der Bevölkerung, von der die Hälfte in den großen Wasserköpfen des Landes, in den Hafenstädten Sydney, Melbourne, Brisbane und Adelaide sitzt, besteht die Hauptsorge aller ernsten australischen Kreise. Das Problem der Lösung dieser Lebensfrage für das junge Land wird noch verwickelter durch die strengen Einwanderungsgesetze der Arbeiterpartei. Alle Analphabeten und angefärbten Individuen sind grundsätzlich ausgeschlossen, gleichviel, woher sie stammen. Was wollen fünf Millionen Einwohner in einem ganzen Erdteil bedeuten, der, rings vom Meere bespült, etwa siebendreiviertel Millionen Quadratkilometer umfaßt, in einem fast völlig agrarischen Lande? Dazu in der Nähe mächtiger Völker voll Begehrlichkeit, bei denen jahraus, jahrein Hundert-

Digitized by Google

tauſende von Menſchenleben aus Mangel an Arbeit und Raum elend zugrunde gehen müſſen. Was kann da die kleine Flottille von ein paar Kriegsſchiffen, die die Commonwealth auf engliſches Anraten für teures Geld in England ſich in den letzten Jahren hat bauen laſſen, was die armſelige Soldatenſpielerei nützen, mit der Kitchener bei ſeinem letzten Beſuche die Auſtralier beglückt hat? Man brauchte nicht gerade Gedankenleſer von Beruf zu ſein, um es dieſem finſtern Kriegsmann mit den ſtahlharten Augen anzuſehen, daß die neue auſtraliſche Armee nicht beſonders nach ſeinem Geſchmack war. Von einem ganzen Lancerregiment hatten ſich kaum vierhundert Mann zur Felddienſtübung damals eingefunden! „Ich glaube, George, der Kerl macht ſich über uns luſtig!“ hatte der damalige Kriegsminiſter Cook ſeinem Freunde, dem Miniſterpräſidenten George Deakin, zugeflüſtert, als Kitchener vor ihnen eine ſeiner ſarkaſtiſchen Kritiken abhielt. Wie iſt es aber möglich, daß die Regierung eines menſchenarmen, jungen Staates ſo verblendet ſein kann, ohne zwingende Not, nur über die Jagd nach dem Irrlicht des „panauſtraliſchen“ Gedankens, ein kraftvolles, zeugungsfähiges Geſchlecht der engliſchen Blutpolitik zu opfern! —

Auch Auſtralien hat zunächſt einen politiſchen Läuterungsgang durch das Elend einer wunderlichen Kleinſtaaterei machen müſſen, wie Deutſchland, wie Italien. Erſt am 1. Januar 1901 kam es zur Verwirklichung des auſtraliſchen Einheitsgedankens. Das junge Südſee-Reich hat zwar die Blutprobe ſeiner Lebensfähigkeit noch nicht abgelegt; aber für ſeine künftige Macht und Größe liegen die natürlichen Vorausſetzungen ohne

Digitized by Google

Zweifel außergewöhnlich günſtig. An ſeinen Küſten brechen ſich die Meere aller Himmelsrichtungen, und unvergleichliche Häfen öffnen ihre Welttore dem geſamten überſeeiſchen Verkehr. Die großen engliſchen Dampferlinien wetteifern mit den Schiffahrtsgeſellſchaften Deutſchlands, Frankreichs, Hollands, der Vereinigten Staaten von Amerika und Japans. Ein faſt unerſchöpflicher Reichtum an Bodenſchätzen ſteht dem Lande zur Verfügung: die außergewöhnliche Ertragskraft des Ackerbodens, Kohlenminen, die unmittelbar in einen der größten Welthäfen, wie es Sydney iſt, auslaufen, Lager von nahezu allen Mineralien, von Gold und Edelgeſtein bis zum Zink und Eiſen. Für Englands Goldbeſtand iſt Auſtralien eine der ergiebigſten Quellen. Im übrigen hatten die europäiſchen Einwanderer bei ihrem Eintritt in Auſtralien ſo gut wie nichts vorgefunden. Alles was das Land heute über die Mineralien hinaus hervorbringt, haben ſie erſt ſchaffen oder mitbringen müſſen: von der Kartoffel bis zum Weinſtock, von der Katze bis zum Rindvieh und dem Pferde. So iſt Auſtralien eines der bedeutendſten Ausfuhrländer der Erde geworden, an Weizen und Wolle, an Früchten und Wein, an gefrorenem Fleiſch und edlen Pferden. Daneben iſt der geſamte Seeverkehr im ſüdlichen Teile des Stillen Ozeans auf die Kohle Auſtraliens und Neuſeelands angewieſen. Und wer vermag heute ſchon vorherzuſagen, wie ſtark der neue Seeweg des Panamakanals auch auf Auſtralien in ſeiner weltwirtſchaftlichen und damit weltpolitiſchen Weiterentwicklung in der nächſten Zukunft einwirken wird?

Es iſt unverkennbar der Weltverkehr, dem Auſtralien

Digitized by Google

seine heutige schnelle und glänzende Erschließung verdankt. Ist es da nicht unbegreiflich, wie das australische Volk so arg blind sein kann, die gegebene Weiterentwicklung des Landes auf dem Wege der Einwanderung durch eine überaus bureaukratische Gesetzgebung und durch die Errichtung von wahrhaft chinesischen Mauern mit Gewalt zu unterdrücken? Die Bodenkultur eines solchen weiten Neulandes, wie es Australien ist, verlangt nach arbeitskräftigen Armen, die Hacke und Spaten rühren können; das andere kann zunächst ziemlich gleichgültig sein. Nur wenn es der australischen Gesetzgebung gelingt, die zeitgemäße Lösung für die Frage der Einwanderung zu finden, wird der Wahlspruch des neuen Reiches sich verwirklichen lassen können: »Advance Australia!« Wer längere Jahre in den Gebieten des Stillen Ozeans zugebracht hat, weiß aber auch recht gut, daß es im Grunde ein rein politisches Moment ist, das die harten Einwanderungsgesetze aller dieser Ansiedlungsländer, der kalifornischen und kanadischen Küste wie Australasiens gleichmäßig diktiert hat: die Furcht vor einer drohenden japanischen Vergewaltigung. Für die weiße Bevölkerung da draußen ist die gelbe Gefahr ein unerschütterlicher Glaubenssatz, verquickt mit Gemütsimponderabilien des weißen Rassengeistes. Das bildet heute noch den festen unverrückbaren Querbalken, der die Säulen der weißen Staaten im Süden und Norden des Stillen Ozeans zu einer einheitlichen Gesamtpolitik solidarisch zusammenfügt gegenüber der ostasiatischen Machtgruppierung unter Japans Führung.

Auch die überraschenden kulturellen, wirtschaftlichen und

Digitized by Google

politiſchen Umwälzungen, die ſich in der ungeheuern Völkerherde von Oſtaſien vollzogen haben und täglich ſich vor unſeren Augen noch weiter fortſetzen, ſind keineswegs das Ergebnis einer Reformbewegung von innen heraus. Die treibende Kraft kam auch hier, im Norden des Stillen Ozeans, von außen, vom Meere. Der Weltverkehr iſt es geweſen, der die Tore der japaniſchen und chineſiſchen Reiche mit Gewalt erbrochen hat. Die erſte Erſchließung Chinas erzwang England mit dem ſchmachvollen „Opiumkrieg"; den Stacheldraht, der Japan von allem Handel und Verkehr abſchloß, haben die Vereinigten Staaten von Amerika durchſchnitten. Die beiden gelben Völker haben den Stoß, der ſie aus ihrem langen Schlaf aufſchreckte, je nach ihrem völkiſchen Temperament und Charakter grundverſchieden aufgenommen.

Die Chineſen ſind trotz aller üblen Erfahrungen bis auf den heutigen Tag die unentwegten Anbeter der Friedenslehren des Konfuzius geblieben. Dieſer alte Philoſoph der Lebensklugheit und Sitte war ſchon vor zweitauſend Jahren auf den klugen Gedanken unſerer Friedensapoſtel gekommen, daß der Krieg doch am Ende nichts anderes ſei, als das „Überbleibſel" einer barbariſchen Zeit. Über dieſe Weisheit haben die Chineſen jedes Streben nach ritterlichen Taten und die kriegeriſche Spannkraft verloren. In einer ſo ehernen Zeit aber, und umgeben von Nationen mit militäriſchen Eigenſchaften, mußte ein ſolches Volk, in dem nur die Sehnſucht nach friedlicher Ruhe um jeden Preis, nach Genuß und Reichtum lebte, ein willkommenes Beuteobjekt der Welt und das chineſiſche Land der Kriegsſchau-

Digitized by Google

platz fremder Mächte werden. So iſt China heute „der kranke Mann im fernen Oſten“, der auf beſondere Rückſichtnahme von irgendeiner Seite nicht mehr rechnen darf. Ganz gewiß empfand man auch im Reiche der Mitte die Störung der tauſendjährigen Ruhe und Abgeſchiedenheit äußerſt unbequem; aber die unverbeſſerliche Bureaukratie des chineſiſchen Gelehrtenregiments lehnte es hochmütig ab, von der herandringenden fremden Kultur irgend etwas zu lernen. China verließ ſich auf ſein ſtarkes Beharrungsvermögen und auf die bewußte paſſive Widerſtandskraft von fünfhundert Millionen Zopfträgern gegen alles Fremde. Und die haben denn auch in den letzten Jahrzehnten eine bewundernswerte Ausdauer entwickelt; wenn ſie auch nur darin beruht, daß man in China grundſätzlich keine Eile hat. „Wir kommen mit unſerm Wagen nicht ſo ſchnell ans Ziel, wie Ihr auf Euren Eiſenwegen, das iſt ganz gewiß wahr“, ſagte einmal Prinz Kong zum franzöſiſchen Geſandten; „aber wir haben ja auch gar keine Eile!“ Das iſt bezeichnend für China und für die geſamte chineſiſche Politik; aber auch das Verhängnis für das oſtaſiatiſche Rieſenreich. Hätte die chineſiſche Regierung im entſcheidenden Augenblick ihre Zeit richtig verſtanden, hätte ſie wie Japan die Schonzeit der letzten vierzig Jahre benutzt, um ſich Wehrkraft und die innere nationale Geſchloſſenheit zu ſchaffen, ſo würde China heute in einer nahezu unangreifbaren Weltmachtſtellung ſein. Es hatte bei ſeinem unerſchöpflichen Reichtum und bei ſeinem internationalen Kredit, den das japaniſche Inſelreich auch heute noch nicht annähernd ſo beſitzt, mit ſeiner rieſigen Menſchenmaſſe die natür-

Digitized by Google

liche Anwartſchaft darauf gehabt. So aber riß das kleine und überaus arme Japan die Führerrolle in Oſtaſien an ſich. Vorläufig wenigſtens; denn auch in China dämmert unter dem gescheiten Volkstribunen Juanſhikai die Zeit einer Renaiſſance herauf, zwar langſam und zögernd, dem Volkscharakter entſprechend, aber doch unverkennbar. Es fehlt eben dem chineſiſchen Volke jene politiſche Leidenſchaft, die Bismarck einmal eine „nationale Tugend“ genannt hat. Keiner erkennt das ſchärfer als die japaniſche Regierung, und ſie benutzt die günſtige Zeit des Weltkrieges, um den Grundſatz des großen Strategen im japaniſch-ruſſiſchen Kriege, Jamagata, auf China, ſolange es noch in der innern Umbildung, im Werden iſt, anzuwenden: „Man muß gegen den andern vorgehen, ehe ihm zum Schadentun — die Flügel wachſen!“

Ganz anders wirkte die Erſchließung für den Weltverkehr auf das japaniſche Volk. Der amerikaniſche Kommodore Perry hatte nur den Vorhang gelüftet, hinter dem ſich das geheimnisvolle Inſelreich der Sonnengöttin ſo lange verborgen gehalten hatte. Der Geſchützdonner, unter dem die Seefeſte Shimonoſeki zehn Jahre ſpäter zuſammenbrach, war der Künder des entſcheidenden Wendepunktes im Völkergeſchick von Alt-Japan. Im Gegenſatz zu China erkannte man in den führenden Kreiſen von Japan, daß die alten Götter und die Handwaffen der Samurai nicht mehr imſtande waren, das Land vor den Fremden zu ſchützen. Die weiſen Leute in Kioto und Tokio hörten aus dem Kriegslärm an der Eingangspforte ihres verſchloſſenen Binnenmeeres deutlich heraus, wie die alte eingeroſtete

Digitized by Google

japaniſche Schickſalsuhr aushob zum Schlagen der Morgenſtunde für die nationale Wiedergeburt des Kaiſerreichs des Mikado. Während man in den nächſten Jahren in Europa des japaniſchen „Zwergenvolkes" im fernen Oſten kaum noch gedachte, vollzog ſich in Japan eine gewaltige innere Umwälzung. Vorſichtig begann man die Tore zu öffnen und aus den fremden Waffen, denen man nicht hatte widerſtehen können, die eigenen zu ſchmieden. Die jungen Japaner zogen, wie unſere früheren Handwerksburſchen, auf die Wanderſchaft nach Europa, um den verhaßten Fremden ihre teufliſchen Künſte abzulernen. Sie kehrten heim, vollgepfropft mit den Errungenſchaften abendländiſcher Wiſſenſchaft und Technik. Kein Preis war der japaniſchen Regierung in jenen Jahren zu hoch, um Lehrer für alle Zweige der fremden Kultur ins Land zu ziehen, nicht zuletzt für das Kriegshandwerk und den Seeberuf. Man wandelte in Japan damals völlig in den Spuren Peters des Großen, als er die germaniſche Kultur zu Hilfe rief, um das alte Moskowitertum umzugeſtalten zum heutigen Rußland. Wie die Ruſſen von damals, ſind auch die Japaner von heute nicht imſtande geweſen, Neues von innen heraus aus eigener Kraft zu ſchaffen. Der Umgeſtaltungsprozeß des japaniſchen Volkes iſt nur „Renaiſſance". Sie bauten mit den neuen Steinen aus Europa das alte Haus der volkstümlichen eigenen Kultur aus, in pietätvoller Beachtung nationaler Motive und der völkiſchen Überlieferungen. Verſchloſſen — das iſt ja bis auf den heutigen Tag der hervorſtechende, nicht ſympathiſche Charakterzug des Japaners — wahrte man nach außen hin das Antlitz des Volkes in

Digitized by Google

unveränderten, gleichgültigen Zügen. Ganz still vollzog sich während derselben Zeit, wo Preußen das Schwert schmiedete, um damit die deutsche Reichseinheit zu erkämpfen, auch da draußen, fast unbemerkt von Europa, die epochemachende Umgestaltung des zerrissenen japanischen Volkes zur festgeschlossenen Nation. Die alten Daimios, die japanischen Duodezfürsten, schwuren feierlich ihr Raubritterhandwerk ab und entsagten freiwillig für alle Ewigkeit sämtlichen fürstlichen Sonderrechten zugunsten des Kaisers. Ein in der Weltgeschichte wohl einzig dastehendes Beispiel vaterländischer Selbstverleugnung und staatlichen Sinnes. Und diese unbedingte Unterordnung vom Fürsten bis zum niedrigsten Kuli unter die Autorität des Staatsgedankens, diese selbstverständliche Bereitwilligkeit zu jedem Opfer an Gut und Blut in vaterländischer Pflichterfüllung durchtränkt das ganze Volk. „Achtet die Gesetze! Wenn aber schwere Tage kommen, so seid bereit, euch mutig dem Staat zu opfern. Bewahrt heilig das Palladium des Kaiserthrons!“ So lautet der Sinn einer hervorragenden Stelle aus dem letzten berühmten Erziehungserlaß, den der verstorbene Kaiser eigenhändig für die japanische Jugend niedergeschrieben hat. Auf dem Boden einer solchen echt staatsbürgerlichen Erziehung und in der Richtlinie des klaren unerschütterlichen monarchischen Gedankens hat sich die staunenswert schnelle Entwicklung des japanischen Volkes vollzogen, von der feudalen Ritterzeit bis zur heutigen Stellung einer Weltmacht auf europäischer Kulturunterlage. Den Weg zu nationaler Geschlossenheit, zu dem die deutsche Nation ein halbes Tausend von Jahren gebraucht hat, legten die Japaner

Digitized by Google

unter der mächtigen Triebkraft des Weltverkehrs in dreißig Jahren zurück. Ja, ich glaube, daß in keinem modernen Staate der Erde die Regierungsgewalt so einheitlich und so stark entwickelt ist, wie in Japan. Keinerlei Ministerverantwortlichkeit schmälert die höchsten kaiserlichen Rechte. Dort bestehen keine konfessionellen und sozialen Gegensätze wie bei uns. Die sozialistische Tendenz, die nahezu alle wichtigen Unternehmungen mit über einem Viertel aller Arbeiter verstaatlicht hat und das Staatswesen überall durchflutet, hindert jede Möglichkeit einer einseitig sozialen Agitation. Es gibt nur eine politische Massenempfindung im japanischen Volke; sie charakterisiert sich als unbegrenztes Vertrauen zum Mikado und zum Staat. Und die erhabene Stellung des Mikado stammt nicht nur von „Gottes Gnaden"; als Nachkomme der Sonnengöttin trägt sein Haupt neben der weltlichen Kaiserkrone auch noch den Heiligenschein göttlicher Abkunft. Spricht der Kaiser zum Volk, so kann er es als Regent tun, aber ebensogut auch als unfehlbarer göttlicher Prophet. Für uns heute völlig fremde, ganz unfaßbare politische Gedanken. An ihrem Gegensatze ist unser mittelalterliches deutsches Kaisertum zugrunde gegangen.

Noch sichtlicher tritt das altjapanische Wesen bei der Durchführung der japanischen Wehrkraft hervor. Der kriegerische Sinn war im Volke lebendig geblieben von alters her. Das Eisen im japanischen Blut der Kriegerkaste war als ein Erbstück der Ahnen vom Vater auf den Sohn gekommen. Die Ausbildung der kriegerischen Eigenschaften: Stoische Selbstbeherrschung, Tapferkeit, Todesverachtung und Mannestreue

Digitized by Google

gehört in Japan zur guten Erziehung des Jünglings. Der Tod für den Mikado und das Vaterland und der persönliche Nachruhm gilt höher als jeder andere Wert; ganz gewiß in allen besseren Kreisen. Als der Held von Port Arthur, Feldmarschall Nogi, der auch Europa einige Zeit bereist hatte und in Berlin gewesen war, an dem Tage, wo man seinen großen Kaiser zu Grabe trug, unter Wahrung der althergebrachten Förmlichkeiten des Ehrenkodex des Bushido Harakiri beging, mutete es uns im christlichen Lande an wie ein Kapitel aus der nordgermanischen Helden- und Göttersage. Einem solchen feierlichen Selbstmorde eines ruhmgekrönten ersten Heerführers, nur um vor der japanischen Welt ein Beispiel der Mannentreue zu geben, stehen wir völlig verständnislos gegenüber. Es mutet uns das so fremd an, wie die Anreden der Generale an die Geister ihrer auf dem Felde der Ehre gefallenen Kameraden in den buddhistischen Tempeln oder die feierlichen kirchlichen Akte zur Erinnerung der im Kriege für das Vaterland umgekommenen Pferde! Eine fremde Volksseele ist es, die da in unverständlicher Sprache zu uns spricht; der Eintritt in diese eigenartige Gedankenwelt, die seine uralte National- und Kulturgeschichte dem japanischen Volke geschaffen hat, ist für uns und unsere heutige Weltanschauung fast ausgeschlossen. Aber das begreift man auch ohne tieferes Studium des japanischen Ahnenkultus, daß Menschen, deren Phantasie sich eine dauernde Brücke zu den Geistern im Schattenreich geschaffen hat, sich leichter über die Schrecken des Todes hinwegsetzen, als andere, die nur an das armselige Leben sich klammern. Und weiter, daß diese erstaun-

Digitized by Google

liche Todesverachtung der japaniſchen Truppen ein wichtiges Unterpfand für ihren Sieg bilden muß. Wir verſtehen es, daß das japaniſche Volk bei dieſer echt ſtaatsbürgerlichen und einer ſo ausgeſprochen militäriſchen Erziehung mit den Millionenheeren der entnervten Chineſen ſpielend leicht fertig werden, entſcheidende Siege über eine der ſtärkſten Großmächte von Europa davontragen und die ruſſiſche Flotte vernichten konnte. Man kann an dieſem überraſchend ſchnellen Aufſtieg eines aſiatiſchen Volkes lernen, wie eine Nation bei einer ſolchen Erziehung auf dem Boden völkiſcher Tradition und unter kluger Ausnutzung des Fortſchritts fremder Kulturen für das eigene ſtaatliche und bürgerliche Leben ſich den Weg zu erkämpfen vermag zu Macht und Größe, mit den eigenen Waffen, wenn es nur willensſtark, ſinneseinig und wehrfähig iſt. In Japan iſt das ganze Volk heute von der Einſicht durchdrungen, daß Heer und Flotte das Schwert und Schild ſein müſſen, die es allein vor dem unwürdigen Schickſal Chinas ſchützen können. —

Man zürne nicht zu ſehr, daß ich ſchon vor dem Ende des deutſchen Krieges und noch unter dem friſchen Eindruck des häßlichen Überfalls der Japaner auf uns Worte geſchichtlicher Würdigung finde für einen unſerer Gegner. Ich mache gar kein Hehl daraus, daß das Bild des japaniſchen Volkes neben ſeinen tüchtigen Eigenſchaften auch ſehr ſtarke Schatten zeigt. Man weiß aus den letzten Skandalprozeſſen gegen japaniſche Lieferanten und Kapitaliſten, daß auch in Japan bereits der ſchändliche Tanz um den Gott dieſer Erde, um das goldene Kalb, begonnen hat, obgleich doch auch die altjapaniſchen Lehren wie unſere chriſt-

Digitized by Google

lichen predigen, daß das Leichenhemd keine Geldtaschen hat. Ich leugne weiter auch nicht, daß ich einen ähnlichen Tiefstand der Moral kaum in einem anderen Lande, das sich der abendländischen Kultur erschlossen hat, gefunden habe, wie gerade in Japan; wo man es ungestraft vor aller Augen zuließ, daß die Eltern wohlüberlegt die eigenen Töchter zum Verkauf zu stellen pflegten. Und kein Cato, wie der alte Nogi in der Armee, stand damals dagegen auf. Man haßt bei uns offenen Deutschen aus tiefster Seele die typische japanische Verschlossenheit, die Hinterlist, die Unzuverlässigkeit, die fast unzertrennlich vom Nationalcharakter zu sein scheinen. Was ich an Japanern in unseren Schutzgebieten, in Australien, in Manila, Hongkong und Kanton angetroffen habe, war größtenteils minderwertiger, als der chinesische Kuli. Anders aber liegen die Dinge doch in den gebildeten Kreisen Japans. Diese Oligarchie handelt überall nach der letzten Mahnung Washingtons auf dem Sterbebette: „Erzieht das Volk!" Es ist schwer, unter dem frischen Eindruck des hinterlistigen Angriffs auf unser friedliches Land Kiautschou und der Vernichtung unseres tapferen spartanischen „Tausend" in Tsingtau zu einem billigen Urteil über die Japaner zu kommen. Ganz gewiß war das kein Heldenstück; und diese japanische Kriegserklärung ein Kabinettsstück politischer Unverfrorenheit, asiatischer Überhebung und Tücke. Aber wir wollen nicht vergessen, daß der Schleier noch keineswegs gehoben ist, der über dem Rattennest englischer Weltintrige, die hier mitgewirkt hat, liegt. Schon Tacitus sollte uns darüber belehrt haben, daß es eines großen Volkes nicht würdig ist, Feinde zu verachten oder zu schmähen; auch

Digitized by Google

nicht im ersten Zorn. Wozu also das überflüssige Schelten auf „gelbe Affen“ und „Teufel“? Ich denke, wir haben auch in Europa, in gelobten Landen christlicher Kultur, genug „gelben Volkes“ in Hautfarbe und noch mehr an Charakter, das für englisches und französisches Geld heilige Verträge gewissenlos bricht und sich in den Blutpfuhl des Krieges stürzt, gerade wie die japanischen Kulis für ein paar Kupfermünzen ins Meer springen! Ich sollte meinen, wir hätten nach den traurigen Erfahrungen dieses Krieges allen Grund, zunächst vor der eigenen, der europäischen Tür zu fegen. Man sollte doch endlich einmal damit aufhören, von ethischen Werten in der Politik noch viel zu reden, von Solidarität der christlichen Weltanschauung oder der weißen Rasse, von Völkerrecht oder gar von Dankbarkeit, die Völker aneinander ketten könnte. Wieviel verdankt uns Italien? Rettete nicht der heute so geschmähte preußische Militarismus nach den vernichtenden Niederlagen bei Custozza und Lissa das Land vor dem Untergang? Erwarben wir ihm nicht Venezien, öffneten wir ihm nicht mit unserem deutschen Blut bei Sedan die Tore von Rom? War es nicht schon einmal ein Victor Emanuel, der im Begriff stand, uns die alte Treue zu brechen, als die Blitzschläge von Wörth und Weißenburg ihn von der Seite Frankreichs zurückschreckten? „Welsch' Blut tut keinem Deutschen gut!“ Und wir in Italien waren schon vor zehn Jahren ernste Warner vor der italienischen Untreue. Aber wer hat auf uns damals gehört? Wollte Gott, unsere großen Kaiser hätten niemals ihre Augen nach Rom gerichtet, niemals dieses treulose Welschland betreten! Je weniger

Digitized by Google

wir uns in Zukunft um römiſches Weſen kümmern, deſto beſſer für Deutſchland. Nein; ich denke, wir belaſten uns bei unſeren politiſchen Berechnungen nicht wieder mit dem Aberglauben an Treue und Freundſchaft. Sprechen wir auch nicht weiter von Dankbarkeit und von ſonſtigen altruiſtiſchen Ideen; das ſind herrliche Blumen im Garten der Ethik, aber ſie vertragen nicht die rauhe Kriegsluft. Es gibt eben in der Politik keine ewigen Freundſchaften. „Der Teufel von geſtern kommt heute zum Staatsbeſuch!“ ſagt der verſchmitzte Japaner.

Es gab auch einmal in Japan beſſere Tage, mit einer ausgeſprochenen Vorliebe für deutſches Weſen und — was am Ende noch wichtiger war — für die Erzeugniſſe unſerer Induſtrie. Das war die Zeit des Grafen von Caprivi, als das amtliche Deutſchland mit England in allen überſeeiſchen Fragen auf denkbar beſtem Fuße ſtand. Es entbehrt das keineswegs des inneren Zuſammenhanges. Wenn Bismarck, voll prophetiſchen Fernblicks, in den letzten Jahren ſeines Lebens einmal davon ſpricht, daß die Haltbarkeit des deutſchen Bündniſſes mit Italien von dem jeweiligen Maße unſerer freundſchaftlichen Stellung zu England abhängig ſein würde, ſo läßt ſich das in gewiſſer Beziehung auch auf das Verhältnis Deutſchlands zu Japan anwenden. In deutſchen diplomatiſchen Kreiſen war man ſich ſehr wohl bewußt, daß die goldene Strippe faſt unzerreißbar war, die den Japanern von England um den Hals gelegt war. „Sie können ſtets auf uns zählen“, hatte noch im Jahre 1898 der japaniſche Botſchafter in einer vertraulichen Ausſprache zu Herrn v. Richthofen geſagt; „aber Sie wollen

Digitized by Google

dabei nicht vergeſſen, daß wir an England gebunden ſind!“ Nach dem Rücktritt Caprivis wurde, wie man zur Genüge weiß, das Verhältnis Deutſchlands zu England von Tag zu Tag kühler. Zeitlich fällt das zuſammen mit dem japaniſch-chineſiſchen Kriege. Man wirft der deutſchen Politik jener Tage vor, daß ſie damals ein förmliches Wettrennen um die ruſſiſche Gunſt mit Frankreich veranſtaltet habe. Dem äußeren Anſcheine nach wohl richtig. Indeſſen ſollte man darüber doch auch nicht vergeſſen, daß man im Auswärtigen Amt und anderswo in jener Zeit an einen friedlichen Ausgleich der politiſchen Intereſſen Deutſchlands mit denen Rußlands allen Ernſtes und auch mit einer gewiſſen Berechtigung geglaubt hat und dementſprechend ſeine politiſche Stellung einrichten mußte. Daß dieſe Vorausſetzung irrig war, weiß heute am Ende jeder; darüber braucht man kein Wort zu verlieren. Aber man hat damit doch die Erklärung, warum damals, faſt über Nacht, rechter Hand, linker Hand alles im politiſchen Aſpekt vertauſcht ſchien. Die erſte Probe auf unſere neu aufkeimende Freundſchaft mit Rußland, ſozuſagen das erſte Liebespfand Deutſchlands, war unſere Abkehr von Japan, unſere Hilfsaktion zugunſten der ruſſiſchen Politik im fernen Oſten. Blieb Rußland dort in China feſtgelegt — ſo berechnete man nebenher folgerichtig — dann war eine erneute kriegeriſche Auseinanderſetzung des Deutſchen Reichs auch mit dem unruhigen franzöſiſchen Nachbar für längere Zeit wieder außer Sichtweite gerückt. So ſchloß ſich das Deutſche Reich dem ruſſiſchen »Quos ego« gegen Japan an und trug damit weſentlich dazu bei, daß den Japanern der Siegespreis des Friedens von Shimono-

Digitized by Google

seki arg geschmälert wurde. Das aufstrebende Inselreich wurde so — es sind jetzt zwanzig Jahre her — noch einmal abgedrängt vom asiatischen Festlande. Nebenbei zeigte die russische Politik sich bei dieser Gelegenheit in ihrer ganzen Brutalität. Es ist heute aus unanfechtbarer französischer Quelle bekannt, daß der russische Admiral und spätere Marineminister Tyrtof in den April- und Maitagen von 1895 die schwache japanische Flotte im Golfe von Petschili ohne Kriegserklärung angreifen wollte und den französischen Admiral de Beaumont zur Teilnahme an dieser Gewalttat zu gewinnen versucht hat. Unter solchen Umständen wird man den späteren Überfall der russischen Kriegsschiffe durch die Japaner zwar nicht entschuldigen, aber doch mit etwas milderem Auge ansehen dürfen.

In Japan löste das Eingreifen der europäischen Mächte die größte Entrüstung aus. Der Mikado soll damals entschlossen gewesen sein, den russischen Fehdehandschuh aufzunehmen. England hatte sich während des Krieges Japan gegenüber wenig freundlich gezeigt; nach den japanischen Waffenerfolgen und angesichts der Haltung der europäischen Kontinentalmächte änderte man in London das Gesicht völlig. Man begann mit den Japanern intim zu werden und riet von einem Kriege dringend ab. Japans militärische und maritime Macht schien den Engländern noch nicht stark genug für eine solche Kraftprobe, die Zeit für den Kampf mit Rußland noch nicht reif. Der Tag — das sah die englische Politik mit scharfem Fernblick schon damals voraus — würde sicherlich kommen, wo man diese „gelben Teufel" gegen den russischen Beelzebub mit besserem Erfolg und im eng-

Digitized by Google

lischen Interesse ausspielen konnte. Japan fügte sich mit knirschenden Zähnen. Man weiß dort besser als anderswo, daß man am besten tut, die Rache kalt zu genießen.

In Rußland sahen die Japaner von da an ihren natürlichen Gegner, den Erbfeind ihrer großen Landesinteressen, mit dem früher oder später die endgültige Auseinandersetzung mit den Waffen erfolgen mußte. Uns aber begannen sie zu hassen, weit mehr noch als die Franzosen und die Russen. Denn Deutschland hatte ja in Ostasien damals noch keinerlei vitale politische Interessen. Was hatten die Deutschen sich in fremde Angelegenheiten hineinzudrängen? Das war damals der Gedankengang der Japaner. Und — echt asiatisch!

Bald darauf besuchte ich zum ersten Male Japan. Es war in den Tagen der Kirschblüte, die übrigens nicht entfernt an den Farbenreiz unserer Baumblütezeit heranreicht. Trotz des Frühlings war es damals recht — ungemütlich dort. Die Deutschen sind bekanntlich immer unzufrieden, auch im Auslande. Aber so viel Klagen in allen kaufmännischen Kreisen, wie damals in den japanischen Handelsplätzen, hatte ich lange nicht zu hören bekommen. Auch für den Durchreisenden war es nicht schwer, an dem Tuscheln und Wispern untereinander den Haß der Japaner gegen alles, was deutsch war, zu erkennen. Es war kein Zweifel, in Japan hatte sich mit dem Frieden von Shimonoseki das Blatt ganz beträchtlich und sehr zu unserem Schaden gewendet. Dabei klirrte der kriegerische Volkswille im ganzen japanischen Lande in Wehr und Waffen. Wenn man japanische Truppenübungsplätze und Kasernenhöfe im Innern zu sehen

Digitized by Google

bekam, namentlich in Kioto, glaubte man in einer deutſchen Feſtung zu ſein. So eifrig arbeitete man dort, ſo ſchneidig waren Drill und Diſziplin. Das war eine ununterbrochene Mobilmachung von Heer und Flotte. Die elementare und ſorgfältig geſchulte Wehrkraft dieſes Vorkämpfers für die gelbe Raſſe konnte jeden Augenblick ohne Zaudern auf den Kampfplatz mit einer europäiſchen Macht treten.

Eine weitere Verſchärfung in der deutſchfeindlichen Stimmung in Japan brachte die deutſche Beſitzergreifung von Kiautſchou. Bei dem Reigen der chineſiſchen „Pachtungen", wie man dieſen friedlichen Einbruch der europäiſchen Großmächte in China euphemiſtiſch nannte, gingen wir Deutſche voran; Rußland folgte mit Port Arthur, England mit Wei Hai Wei, Frankreich mit Kwang Tſchou Wau. Auch Italien verſuchte bei dieſer beginnenden chineſiſchen Weltbeuteverteilung einen Landfetzen in San Mun-Bay zu gewinnen, allerdings ohne Erfolg. In Peking hatte man noch nicht den nötigen Reſpekt vor dieſer jüngſten Großmacht der Abruzzen. Die Japaner gingen bei dieſer Völkerſpeiſung in China leer aus; und die waren doch am Ende die nächſten daran. Als dann ſpäter der europäiſche Völkerkreuzzug unter dem „Weltmarſchall" Grafen Walderſee gegen Peking in Szene ging, fehlten in der bunt zuſammengewürfelten Kriegerſchar auch die Japaner nicht. In einem Kampfe „gegen die gelbe Gefahr" entbehrt dieſe japaniſche Kameradſchaft ganz gewiß nicht des komiſchen Beigeſchmacks.

Seit dem Unglückstage von Shimonoſeki und unſerer Feſtſetzung an der chineſiſchen Küſte ſind wir für die Japaner „Feuer-

Digitized by Google

diebe" geworden; nach oſtaſiatiſchen Begriffen die gefährlichſte Sorte von Räubern, die Brände anſtiften, um darüber gefahrlos ſtehlen zu können. Die engliſche Preſſe, die damals in Japan die Oberhand gewonnen hatte, wurde unter der Leitung des ebenſo ſkrupelloſen wie gewandten Journaliſten Brinkley daneben nicht müde, dieſe deutſchfeindliche Stimmung zu ſchüren und in ſchamloſer Weiſe auszunutzen. Freilich waren wir mit unſerer Gefühlspolitik es ſelbſt, die eine der volkstümlichſten Waffen für die Agitation gegen uns dem Gegner in Japan in die Hände lieferten. Das unglückliche Schlagwort von der „gelben Gefahr", das nicht einmal in Deutſchland, ſondern in England geprägt worden war, dazu die verhängnisvolle Darſtellung des Kaſſeler Malprofeſſors Knackfuß von den europäiſchen Walkürenjungfern im Kampf gegen den alten Buddha und ſeine gelbe Rotte in Fledermausflügeln haben uns bei den Japanern mehr geſchadet, als wir uns in Europa denken können. Das Bild mit der bekannten Unterſchrift iſt in japaniſchen und engliſchen Wiedergaben in jeder Form, ſogar als Geſchäftsreklame in Hunderttauſenden von Exemplaren über ganz Japan verbreitet worden. Das hat uns engliſcher Handelsneid gründlich beſorgt. Die Stimmung zur Rache und die Neigung, uns zu ſchaden, war in Japan ſeit Jahren vorhanden; es fehlte nur der ſchickliche Anlaß zum Vorgehen gegen Deutſchland. —

Der Löwenanteil an der oſtaſiatiſchen Beute bei dieſer politiſchen Umgeſtaltung fiel Rußland zu. Der ruſſiſche Einfluß auf China wurde über Nacht auf Koſten des engliſchen ausſchlaggebend. Zum erſten Male ſah ſich das Zarenreich in dem

Digitized by Google

langersehnten Besitz eines Zugangstores zu einem Weltmeer, eines Ozeanhafens ersten Ranges. Das war zweifellos Port Arthur. Bisher war Rußland mit seinem riesigen kontinentalen Besitz in Europa und Asien vom Weltmeer überall abgeschnürt gewesen. Wladiwostok ist für mehrere Monate vereist, dem Schiffsverkehr nicht zugänglich. Ähnlich liegt es mit Archangelsk. Die Dardanellen sperren der russischen Flotte den Weg in das Mittelmeer. In der Ostsee liegt der Schlüssel bei Dänemark, in Europa wehrt England den Zugang zum Atlantischen Ozean und in Zentralasien den zum Persischen Golf. Mit dem chinesischen Besitze schien es, als sollte dem weißen Zaren zugleich auch der Auftrag Europas zufallen, Wellenbrecher zu werden für die gefürchtete gelbe Flut. Wenn man von Japan absieht, war über diese Neuorientierung der politischen Lage in Ostasien England am meisten benachteiligt. Es war also an sich selbstverständlich, daß sich diese beiden leidtragenden Mächte von da an suchten und fanden. Aber immerhin war es doch das erste Mal — es war am 30. Januar 1902 —, daß eine europäische Großmacht, und noch dazu das in solchen Fragen bisher so zart besaitete, prüde England, eine Art von Blutsbrüderschaft mit einem farbigen Volke abschloß. Aber in der Politik muß man die Vorteile gelten lassen und Vorurteile im Staatsinteresse unterdrücken. Die hängen leider den Völkern so fest an wie das Moos den Bäumen. Vielleicht räumt der Weltkrieg auch damit auf. Der Schwerpunkt aller politischen Bestrebungen Rußlands bog von da an nach Ostasien ab. Man hätte glauben können, daß in Petersburg und Moskau

Digitized by Google

das uralte politische Testament des Zarentums von Peter bis Alexander darüber aufgegeben sei, das griechische Kreuz auf der Haggia Sophia wieder zu errichten. Die vertraulichen Worte des Zaren Nikolaus zum Fürsten Hohenlohe im Jahre 1896 lassen keinen Zweifel darüber, daß die russischen Interessen in dieser Zeit sich fast ausschließlich auf ostasiatische Ziele eingestellt hatten. Der alte Fürst hat oft bei Spaziergängen im Wildbad und sonst mit mir darüber gesprochen. Er hielt es — und ich glaube mit Recht — für eine kluge deutsche Politik, Rußland in diesen seinen ostasiatischen Plänen, soweit es nur eben anginge, zu unterstützen. Der Zar würde, wenn er an dieses ferne Arbeitsfeld fest gebannt bliebe, Europa in Ruhe lassen, und vor allen Dingen uns. Aber leider bereitete sich das russische Reich für die künftige kriegerische Auseinandersetzung mit Japan, die unvermeidlich war, nicht genügend vor. Schon die Auslassung des Zaren zu Fürst Hohenlohe atmet die alte, echt russische Überhebung. „Die Japaner hätten kein Geld, und nach Fertigstellung der transsibirischen Bahn seien sie den russischen Heeresmassen gegenüber ohnmächtig." „Schon die Zahl unserer Mützen wird die Japaner schlagen", hatte selbst der kluge russische Witte gemeint. Welch' eine Täuschung! Als die Bahn fertig war, waren die Japaner mit ihrer Rüstung ebenfalls fertig — zum Kampfe. Das Geld dazu hatten sie inzwischen von England und Amerika erhalten. Immer dasselbe Lied. Wohin man auch bei den modernen Kriegen blickt, stets ist es neben England Amerika, das den Allerweltslieferanten für Geld und Waffen abgibt. Ihre Ernte reift im Kriege der Andern

Digitized by Google

und auf blutgedüngtem Boden. An ihrem Reichtum klebt das Blut der Erſchlagenen; es ſchreit zum Himmel!

Der ruhmloſe Zuſammenbruch der gefürchteten ruſſiſchen Macht zu Waſſer und zu Lande machte dem Einfluß Rußlands in Oſtaſien zum mindeſten für abſehbare Zeit ein Ende. Es war das erſte Mal ſeit den Tagen Dſchingiskans, daß die gelbe Raſſe wieder Siege erfocht über eine europäiſche Großmacht. Die Japaner, über Nacht Großmachtprotzen geworden, hockten von da an in Port Arthur den Deutſchen gegenüber. Eine mißliche, unbehagliche Lage, wenn zwei, die ſich im Grunde ihres Herzens nicht mögen, an den Fenſtern ſich gegenüber ſitzen und argwöhniſch über die Straße ſchauen! Alle Welt war ſich in Deutſchland von da an einig darüber, daß Kiautſchou im Falle eines Krieges mit einer Seegroßmacht, an dem ſich Japan unter dem Miniſterium Okuma beſtimmt beteiligen würde, nicht zu halten war. Einer der beſten politiſchen Publiziſten der Gegenwart, Graf Reventlow, hat damals in ein paar Worten die veränderte Lage Kiautſchous treffend ausgedrückt: „Wirtſchaftlich eine Zukunftshoffnung, politiſch eine Sorge, militäriſch ein verlorener Poſten!“ Auch die Frankfurter Zeitung hat in einem ihrer hochpolitiſchen Artikel vor Jahren ſchon einem freiwilligen Verzicht auf die chineſiſche Kolonie das Wort geredet. In Berlin war man ſich ganz gewiß dieſer Gefahr ebenſo klar bewußt, wie Graf Reventlow und der Gewährsmann der Frankfurterin. Aber den Miniſter hätte ich wohl ſehen mögen, der mit dem Vorſchlage vor den Reichstag getreten wäre, dieſe deutſche Muſterkolonie freiwillig wieder aufzugeben.

Digitized by Google

Man vergesse doch nicht den Zeitunterschied. Als vor zwanzig Jahren die deutsche Reichspolitik auf chinesischen Boden den Fuß setzte, war man in allen deutschen Kreisen von der Überzeugung durchdrungen, daß die Stunde zur Aufteilung von China gekommen sei, und daß die europäischen Mächte allein die Erben seines Reichtums sein könnten. Darin hat man sich ebenso gründlich getäuscht wie in der Meinung, daß Europa Kraft und Solidaritätsgefühl genug besäße, um das kleine Japan dauernd in Schranken zu halten. Die Weltlage hat sich inzwischen eben gegen unsere Gedanken völlig geändert. So waren wir in China, ehe wir es ahnten, in den engsten Bannkreis der Kriegsgefahr gekommen, ohne daß wir bei unserem russischen Nachbar auf Dank hätten rechnen können. In einer solchen Lage bleibt einem tapferen Volke nichts anderes übrig, als das Kommende mit Entschlossenheit zu erwarten.

Es ist dabei eine Frage von nebensächlicher Bedeutung, ob Japan in der Tat von England zu diesem Henkersdienst in Tsingtau aufgeboten worden ist, oder nicht. Sicher ist jedenfalls, daß die Japaner auch ohne das ihrem natürlichen Triebe gefolgt wären. In dem national-japanischen Gedanken, der Volk und Regierung dort seit Jahren beherrscht, liegt zweifelsohne der Kampf begründet gegen jede Bevormundung Asiens durch Europa. Eine solche aber sahen die Japaner in der deutschen Niederlassung von Kiautschou und noch mehr in der Seefeste Tsingtau. Man betrachtete sie allgemein als eine deutsche maritime Zwingburg den ostasiatischen Völkern gegenüber. Ich habe oft Gelegenheit gehabt, über diese irrige Auffassung mit

Digitized by Google

japaniſchen Bekannten mich zu unterhalten. Immer wieder beriefen ſie ſich auf das deutſche Reichshandbuch, in dem Kiautſchou ausdrücklich eine Sonderſtellung unter den deutſchen Kolonien angewieſen erhält und dem Reichsmarineamt unterſtellt iſt. War das nötig? Es wäre ratſamer und jedenfalls einheitlicher geweſen, wenn auch dieſe chineſiſche Kolonie unter die Leitung des Kolonialamtes geſtellt worden wäre. Auch in der Kolonialverwaltung hätten Seeoffiziere ihren Platz finden können; gerade in Neu-Guinea, in Samoa, in den Marſchall- und Karolinen-Inſeln ſind ſie als Gouverneure vielleicht beſſer am Platze, als Juriſten. Man iſt da draußen — das weiß ich aus Erfahrung — ohne Schiff wie ein Kavalleriſt ohne Pferd! —

Aber über dem natürlichen Groll unſeres Herzens wollen wir nicht verſchweigen, daß dieſes heidniſche gelbe Volk der Japaner ſich im Kampfe mit uns überall ritterlicher erwieſen hat, als unſere chriſtlichen, ziviliſierten Gegner. Nirgends ſind die Japaner von dem Boden des Völkerrechts abgewichen, das ihnen doch ein fremdes, ein europäiſches war. Sie halten unſere gefangenen Offiziere in ritterlicher Haft und bewerfen ſie nicht mit Pflaſterſteinen, wie die Franzoſen. Unvergeſſen bleiben ſoll bei uns das Wort des japaniſchen Admirals, das er angeſichts des unritterlichen Auftretens der Engländer in der Seeſchlacht bei den Falklands-Inſeln voll Entrüſtung ausrief: „Samurai ſind die Engländer nicht!“ —

Auch im Weſten, wo das wundervolle alte ſpaniſche Kolonialland der Philippinen den Stillen Ozean abſchließt, rührte ſich junges Leben in dem tüchtigen, ſehr begabten Eingeborenen-

Digitized by Google

volke der Indios. Bei meinem erſten Beſuche der Inſeln im Jahre 1897 war das ganze Land in voller Gärung. Man wollte los vom ſpaniſchen Joch, mit den Waffen zur Freiheit hindurch. Kein Menſch glaubte damals, daß die Spanier des Aufſtandes Herren werden könnten. Acht Tage vor meinem Eintreffen in Manila war der geiſtige Führer der aufſtändigen Indios, der Augenarzt Dr. Riſal, ſtandrechtlich erſchoſſen worden. Der hochgebildete junge Mann hatte in Heidelberg ſtudiert und war von dort mit einer großen Begeiſterung für Deutſchland und deutſche Art in die Heimat zurückgekehrt. In der Nacht vor ſeinem Tode hatte er in einem Gedicht die Mahnung an ſeine Landsleute gerichtet, im Kampfe für die Freiheit auszuhalten. „Auf weißen Schiffen würde das Volk aus dem fernen Oſten, wo er ſelbſt all ſein Wiſſen geſchöpft habe, als Erretter kommen für das unterdrückte Vaterland!“ Die führenden Eingeborenen da draußen, alle durchaus europäiſch gebildete Leute, mit denen ich hier und dort ſprach, ſetzten ſeitdem ihre Hoffnung allein auf Deutſchland. Nun, es iſt anders gekommen. Was niemand nach den bisherigen amerikaniſchen Traditionen erwarten konnte, trat ein. Die Vereinigten Staaten von Amerika verließen die alten ſicheren Grenzen der Monroe-Doktrin. Der Geiſt des Imperialismus zog ſiegreich auch in Amerika ein und begann das Ruder des Staatenſchiffes in Waſhington auf weite Fahrt zu ſtellen, hinaus in den Stillen Ozean. Das morſch gewordene ſpaniſche Joch zertrümmerten die Amerikaner; aber nur, um auf den Nacken des unglücklichen Volkes ein neues feſteres zu legen, mit „Streifen und Sternen“. —

Digitized by Google

Das gewaltige Völkerbeben im Stillen Ozean, das auch bei uns in Europa ſtark fühlbar geworden iſt, erſchüttert und verändert fortdauernd Staaten und Völker. Vor dem Anprall der europäiſchen Verkehrswogen verſinken Urvölkerraſſen in Nichts. Alte Reiche, von ehrwürdiger eigener Kultur, geſtalten ſich unter europäiſchem und amerikaniſchem Einfluß um zu modernen Großmächten. Seltſame übermoderne Gebilde von neuen Staaten ſteigen herauf. Überall unruhige Frühjahrsſtimmung im weiten Meere, und Aprilſtürme mit den Rieſenſchwingen des Nationalismus und Imperialismus verkünden in der ganzen weiten Antipodenwelt ein einziges Auferſtehen. So iſt der Stille Ozean über Nacht ein gärendes Meer welt- und völkergeſchichtlicher Umwälzungen geworden und ſein japaniſcher Name „Meer des ewigen Friedens“ klingt heute wie Hohn. Iſt es da ein Wunder, daß über eine ſolche Weltkataſtrophe der ſchwache deutſche Kolonialbau da draußen rettungslos in Trümmer ging? Ob wir den teuren alten Boden ehrlicher raſtloſer Arbeit wieder zurückgewinnen? Eine Frage an das Schickſal. Wer mag ſie heute mitten im Weltkrieg beantworten?

Hinter den geheimnisvollen Vorhang drang noch nie ein Blick;
Keiner hob noch je den Schleier, der verhüllt das Weltgeſchick.
Zwei und ſiebzig Jahre hab' ich Tag und Nacht darob geſonnen,
Doch das Rätſel blieb mir dunkel, und — mein Leben iſt verronnen.

Digitized by Google

So philosophierte schon vor achthundert Jahren der greise Dichter Omar Chijam in seiner Rosenlaube von Schiras. Und zu einem anderen Ergebnis werden wir Menschenkinder trotz aller modernen Errungenschaften auch heute nicht kommen.

Digitized by Google

5. Das engliſche Welterbe im Stillen Ozean. Und wir?

„Nach dem Siege binde den Helm feſter!“
Altjapaniſcher Spruch.

„Ich dien!“ Der Wahlſpruch des Prinzen von Wales, die uralte Deviſe des Bathordens. Man lieſt ein Bekenntnis zur Pflichttreue gegen das Vaterland heraus; wie aus dem ſtolzen Wort Friedrichs des Großen vom Könige als dem erſten Diener des Staates, das um ein halbes Jahrtauſend früher ſchon Dante geprägt hatte. Aber nein; der Spruch hat mit dem Deutſchen gar nichts zu tun. Es ſind altkeltiſche Worte; und „Ich din“ bedeutet nichts anderes als: „Ich, der Herr!“ Das iſt echt engliſch, paßt für den engliſchen Königsreif; iſt bezeichnend für den Herrſcherwillen des „Herrenvolkes“ unter der Weltvölkerherde. Mit dieſem anmaßenden Selbſtbewußtſein, vor allen andern zur Weltherrſchaft berufen zu ſein, iſt die engliſche Nation bis auf den heutigen Tag überall auf dem Erdenrund durchtränkt. Die Weltgeſchichte kennt kein zweites

Digitized by Google

Volk, das die Meere aller Zonen und damit den gesamten Welthandel in so umfassender, aber auch in so rücksichtsloser Weise sich dienstbar gemacht hat. Mit römischer Willensstärke, aber auch mit punischer Gewissenlosigkeit haben die Engländer zu einer fast unumschränkten Weltherrschaft ihren Weg genommen, zielbewußt; aber unerbittlich, auch über das Grab ganzer Völker. Was sich ihren Waffen und ihrem Wesen in den Weg stellte, haben sie niedergetreten, erbarmungslos wie das Schicksal. Sie kennen in ihrer Politik grundsätzlich keine Gefühlsregung, sondern nur das Interesse. Und mehr als über jedem anderen Meere war dieses harte „Ich, der Herr" über dem Stillen Ozean geschrieben, unwidersprochen, wie etwas Selbstverständliches bis auf unsere Tage. So war es noch in den neunziger Jahren, als ich zum ersten Male jene fernen Antipodenländer aufsuchte. Fast lückenlos deckte damals die Flagge des „Union Jack" die östliche Erdkugel, und ihr beugten sich alle Völker.

Doch schon zehn Jahre später, als ich zum andern Male auf längere Zeit meinen Wohnsitz im Stillen Ozean aufschlagen mußte, diesmal im englischen Land, hatte sich das politische Gesamtbild da draußen völlig verändert, sehr zum Nachteile Englands; überall war in jenen Gegenden der englische Waffenrock zu kurz geworden für die „Meereskönigin" an der Themse. Mir wollte es scheinen, als wenn an keiner Stelle der Erde die Weltgeschichte so sturmesschnelle Flügel gehabt hätte, wie dort im Antipodenland, wo es jahrhundertelang so traumselig zugegangen war.

Digitized by Google

In Europa hatte man das „Zwergenvolk“ der Japaner lange wie ein interessantes Nürnberger Spielzeug aus unseres Herrgotts Weltjahrmarktsbude angesehen. Nun war es über Nacht ein bündnisfähiges Herrenvolk geworden mit nationalem Selbstbewußtsein und ausgesprochenen Weltmachtsgedanken. Rußland ganz und vielleicht für immer abgedrängt vom Schauplatz des Stillen Ozeans, zurück in seinen sibirischen Winkel, ohne jede Möglichkeit von Seegeltung im ostasiatischen Machtbereich. Auf dem Nacken Chinas stand der eherne Fuß des japanischen Eroberers. Mit seiner Kriegsflotte beherrschte Japan ohne fremden Wettbewerb die ostasiatischen Meere, mit seiner Handelsflotte bahnte es sich ohne Scheu vor Millionenausgaben den Weg nach Australien, nach Holländisch-Indien, nach Nord- und Südamerika, selbst nach Europa. Man hatte in Tokio die zwingende Gewalt des Weltverkehrs lange erkannt, man wußte, daß Handelsmacht Hand in Hand gehen muß mit der Kriegsflotte. Die heutigen Wege Japans sind nur eine moderne Wiederholung der englischen Geschichte. Wie überall, sind auch hier die gelben Leute nur Nachahmer. Aber ein Blick auf die Weltkarte und ein Vergleich der überraschend ähnlichen Lage Japans und Großbritanniens zeigt, daß die Japaner auch von der Natur dazu berufen zu sein scheinen, für den fernen Osten eine ähnliche Rolle zu spielen, wie für Europa die Engländer. Und das japanische Volk ist sich seiner Kraft vollauf bewußt, diesen Weltberuf für den Stillen Ozean zu erfüllen. Nur der ist mächtig, der vorwärts will. Über das Emporwachsen Japans zur Großseemacht sind die ehedem so glänzen-

Digitized by Google

den Farben des „Union Jack“ da draußen arg verblaßt; in den chineſiſchen und japaniſchen Meeren iſt die weltbeherrſchende Hoheitsflagge Englands heute kaum noch etwas mehr, als ein äußerliches Ehrenzeichen zur Erinnerung an die große engliſche Seevergangenheit. Für das ſtolze engliſche Empfinden muß ganz beſonders demütigend ſein, was man in London in der letzten Zeit von japaniſcher Seite zu hören bekommen hat. Schon gelegentlich der Beratungen über die Erneuerung des engliſch-japaniſchen Bündniſſes hatten die Leute im Parlament zu Tokio ganz ungeſcheut von der Minderwertigkeit der engliſchen Landarmee geſprochen, von England eine gründliche militäriſche Neuorganiſation gefordert. Es hätte wenig gefehlt, und man hätte der engliſchen Heeresverwaltung auch noch gelbe Inſtruktionsoffiziere angeboten! Bei den ſpäteren Kämpfen um Tſingtau hat das japaniſche Oberkommando mit den zuſammengelaufenen engliſchen Söldnern denn auch in der Tat keine Freude erlebt. Das engliſche Hilfskorps wurde auf japaniſchen Befehl nach der Einnahme der Feſte ſofort entwaffnet und nach den Außenwerken in die verdiente Verbannung geſchickt. Augenzeugen haben beſtätigt, daß kein japaniſcher Offizier den engliſchen Militärbevollmächtigten oder ſeinen Adjutanten irgendwie beachtete. Und als von engliſcher Seite auf einen Teil der Beute gewiſſe Anſprüche gemacht wurden, lehnten die Japaner das Anſinnen mit verletzender Schroffheit ab. „Uns allein gehört die Stadt,“ war die ſtolze Antwort; „mit unſerm Blute haben wir ſie erkauft!“

Es iſt erſtaunlich, wie überaus niedrig die öffentliche Mei-

Digitized by Google

nung in Japan ſchon heute, noch während des Krieges, die Machtſtellung Englands im oſtaſiatiſchen Bereich einſchätzt. In den Tokioer Zeitungen kann man das häufig genug leſen. „Unſere Heeresmacht", heißt es ganz unverblümt, „wird in China die Engländer niedertreten, falls ſie es wagen ſollten, uns dort auf unſerem Wege aufhalten zu wollen!" „Der Einmarſch in Indien ſteht uns alle Tage offen; wir können jederzeit das Volk dort in Aufſtand bringen." „Verlaſſen wir heute England", — damit wollen wir die Blumenleſe ſchließen — „ſo iſt es nicht mehr imſtande, ſeinen Platz in der Welt zu behaupten!" Und das ſind nicht etwa flüchtige Eintagsgedanken unbedeutender japaniſcher Publiziſten; nein, das ſind politiſche Probleme, denen die führenden Kreiſe in Japan ſeit Jahren bereits nachgrübeln. Sprach doch der gegenwärtige japaniſche Miniſterpräſident Okuma ſchon im Jahre 1906 ohne jede Scheu öffentlich zum großen Befremden der Londoner Preſſe von der „Befreiung Indiens vom engliſchen Joch". Das muß ſich ein Kaiſer von Indien von den kleinen Japanern ſagen laſſen, die England mit ſeinem Gelde doch ſelbſt erſt aufgepäppelt, denen es ſorglos die Sicherung der Straße von Singapore anvertraut hat! Und das Schlimmſte iſt, daß man in London das alles ohne Widerſpruch hinunterwürgen muß; denn was die Bundesgenoſſen im gelben Lande heute offen heraus ſagen und ſchreiben, iſt eine unleugbare Wahrheit. Die Japaner wandeln auch hier wieder ganz in den Wegen ihrer engliſchen Lehrer. „Not sentiment, but interest!" Es ſind merkwürdig verwandte Seelen, ſelbſt in der Brutalität und in der Treu-

Digitized by Google

losigkeit! Warum soll die japanische Politik da draußen irgendwelche Rücksicht nehmen auf die Gefühle der unzuverlässigen englischen Bundesgenossen? Warum sollen die Japaner nicht auf Jagd nach Landbeute gehen in China und im Stillen Ozean, während sich die europäischen Mächte auf englisches Anstiften hin bis zur Ohnmacht zerfleischen? War es nicht stets die Methode Englands in den letzten Jahrhunderten, im Trüben zu fischen? Hat es nicht immer mit seinem Gelde und seinen Intrigen den Kriegslärm in Europa angestiftet, um darüber wie ein „japanischer Feuerdieb" zur See ungestört die Welt erobern zu können? Daß Japan sich mit dem kleinen deutschen Pachtgebiet von Kiautschou in diesem Weltkriege nicht abfinden lassen würde, hätte man doch am Ende auch in London und Petersburg voraussehen sollen. Die Wegnahme von Tsingtau konnte für die Japaner nichts anderes sein, als die erste Etappe für einen größeren Raubzug in China. Hätten wir Deutsche heute Zeit, schadenfroh zu sein, wir hätten alle Berechtigung dazu; benutzen doch die Japaner das englische Geld, um, ohne sich viel Skrupel zu machen, England den besten Weltfutterplatz vor den Augen wegzunehmen, den chinesischen! Und dazu kommt jetzt noch die Reuter-Botschaft aus London, daß man die „Kriegswacht" im fernen Osten Japan anvertraut habe. Also den Bock zum Gärtner bestellt! Wer lacht da nicht?

Die japanische Chinapolitik ruft unwillkürlich alte Erinnerungen aus der englischen Vergangenheit wach. Wie Japan heute seine Hand auf die chinesische Gegenküste legt, so hat auch das englische Volk aus denselben Gründen jahrhunderte-

Digitized by Google

lang um den Beſitz Nordfrankreichs gekämpft; Calais, das gegenwärtig wieder in den Mittelpunkt der politiſchen Erörterungen getreten iſt, war über zwei Jahrhunderte in engliſchen Händen. Seit mehr als zwanzig Jahren iſt die Löſung der chineſiſchen Frage im oſtaſiatiſchen Sinne der Angelpunkt aller japaniſchen Politik. Seit dem Frieden von Shimonoſeki iſt es der Schlachtruf der nationaliſtiſchen Kreiſe in Japan geworden: „Oſtaſien für die Oſtaſiaten“. Auch in China hat dieſer Gedanke mächtige Fürſprecher gefunden. Der gegenwärtige Machthaber in Peking, Juanſhikai, war ehedem begeiſterter Anhänger dieſes panaſiatiſchen Programms, der Geſandte Wutingfang in Waſhington tritt heute offen dafür ein. Wie bei uns der „alldeutſche Verband“ der getreue Eckehard ſein will für das Deutſchtum daheim und in der Welt, wie man dort nicht müde wird, um ein „größeres Deutſchland“ zu ringen, ſo arbeiten auch in Japan die „Asia Gikai“ und ähnliche Geſellſchaften ſeit Jahren für die Stärkung des national-aſiatiſchen Gedankens. Das ausgeſprochene Ziel dieſer nationaliſtiſchen Beſtrebungen iſt, Oſtaſien frei zu machen von der fremden, der europäiſchen Feſſelung. Der große japaniſche Staatsmann Marquis Ito, den die Koreaner ſpäter ermordeten, gehörte zu denen, die einem dauernden Bunde der beiden oſtaſiatiſchen Reiche immer das Wort geredet haben; er wollte eine Raſſenunion zwiſchen Japan und China haben. Die Idee eines ſolchen nationaliſtiſchen Problems ſpinnt der „oſtaſiatiſche Kulturbund“ ſeit Jahren beſtändig weiter; die Ziele, die er ſich geſteckt hat, gehen ſogar noch hinaus über die japaniſch-chineſiſchen Grenzen. Wenn Thiers

Digitized by Google

einmal behauptet, daß die Völker immer daran zugrunde gegangen seien, entweder zuviel oder nichts zu verlangen, so hat er damit gewiß nicht unrecht. Darum kann ich mir auch nicht denken, daß das Endziel der japanischen Politik sein kann, die chinesische Frage durch einen Gewaltstreich zu lösen, China mit dem Schwert zu erobern und den Mikado auf den Kaiserthron von Peking zu setzen. Den Japanern würde es dabei sehr wahrscheinlich ergehen wie einer gefräßigen Boa, die nach dem Hinunterwürgen einer Riesenbeute leicht von einem Knaben überwältigt werden kann. Gelingt es ihnen aber, dem chinesischen Volke die japanische Führerrolle im Rahmen des ostasiatischen Einheitsgedankens auf friedlichem Wege aufzudringen, so wird sich das Völkerbild im Stillen Ozean von neuem und in epochemachender Weise verändern. Unter der erzieherischen Hand Japans kann das chinesische Millionenreich eine militärische Macht werden, die England in Ostasien völlig zu verdrängen imstande ist und den russischen Nachbar so in Atem halten wird, daß ihm auch die Lust an kostspieligen Abenteuern in Europa vergeht. Und andererseits würde Japan, auf die unerschöpfliche Finanzkraft Chinas gestützt, sich von dem goldenen Leitseil Englands und Amerikas los machen können, durch das es in seiner Vorwärtsbewegung heute noch stark behindert wird. Ein solches ostasiatisches Riesenreich läßt sich aber mit dem Gedanken eines englischen Weltimperiums schlechterdings nicht in Einklang bringen. Die Auferstehungsglocken für eine geschlossene ostasiatische Rassen- und Kultureinheit müssen zugleich Grabgeläute sein für die englische Weltherrschaft in Ostasien. Schon heute

Digitized by Google

iſt England im nördlichen Stillen Ozean nur noch der Schatten ſeiner ehemaligen Größe. Der Reſpekt vor der engliſchen Seegewalt und ihrer Unüberwindlichkeit iſt über den Tag von Santa Maria faſt zu einem Ammenmärchen geworden: „Es war einmal!“ —

Geht man den Dingen auf den Grund nach, ſo wird man finden, daß für die heutige Völkerbewegung in Japan und damit auch in China ein ausgeprägter Nationalismus die treibende Kraft iſt. Es handelt ſich um die Wiedergeburt der aſiatiſchen Volksſeele, die jahrhundertelang auf einer großen geſchichtlichen und kulturellen Vergangenheit dahingedämmert hatte und in unſeren Tagen unter dem erweckenden Flügelſchlag des Weltverkehrs und der heranbrauſenden fremden Kultur ſich zu neuer ſtarker Lebensäußerung erhebt, aber unter Wahrung des alten Raſſencharakters. Man verſteht es, wenn ſich die Japaner in dieſem völkiſchen Sinne auch mit den Bewohnern der Philippinen raſſeneinig fühlen. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß man es dort mit einer alten japaniſchen Abwanderung zu tun hat. Die uralten merkwürdigen Feſtungsbauten in den Karolineninſeln ſind ſicherlich altjapaniſchen Urſprungs. Als ich im Jahre 1897 während des Eingeborenenaufſtandes in Manila war, ging der Kommandant eines japaniſchen Kreuzers, der dort auf der Reede lag, ſtets in voller Uniform an Land. Das war ganz gegen die ſonſtige Übung. Auf meine Frage nach dem Grunde, meinte er verſchmitzt lächelnd: „Ich mag in dieſer unruhigen Zeit nicht mit einem der Philippinos verwechſelt werden; ſie haben ja dasſelbe Ausſehen wie wir. Nun, es ſind

Digitized by Google

ja auch unſere nächſten Verwandten. Die Spanier könnten ſonſt bei ihrem ſummariſchen Füſilieren der Rebellen mich gelegentlich mitunterzählen!" Auch die Mexikaner rechnet man in Japan zur oſtaſiatiſchen Raſſe; ſicher eine bedenkliche Überſpannung des japaniſchen Nationalismus. Wenn die Japaner auch auf Honolulu immer wieder Anſprüche machen, ſo hat das eine gewiſſe nationale Berechtigung. Die größere Hälfte der dortigen Einwohner ſind Aſiaten, darunter achtzigtauſend raſſereine Japaner. Das verſtändige japaniſche Auswanderungsgeſetz ſchreibt die Mitnahme von eingeborenen Frauen für die Auswanderer vor. Nachahmenswert! —

Die treibenden Kräfte, die in den letzten Jahrzehnten die große Politik der Vereinigten Staaten von Amerika entſcheidend und umwälzend beeinflußt haben, ſind weſentlich andere, als die in Japan und in China an der Arbeit ſind. Bei einem ſo jungen und ſo großen Miſchvolke aus den verſchiedenſten Völkertypen, wie es das amerikaniſche iſt, kann man von einem einheitlichen Nationalismus füglich noch nicht gut reden. Erſt aus dem Niederſchlage einer langen nationalen Vergangenheit bildet ſich eine ausgeſprochene Volksſeele. Die ſtarken Gegenſätze in der amerikaniſchen öffentlichen Stimmung während dieſes Weltkrieges zeigen vor aller Welt zur Genüge, wie ſchroff bis zum heutigen Tage in Amerika die Fugen der einzelnen Nationalitäten noch auseinanderklaffen. Und wenn Rooſevelt, der nach ſeinem letzten Auftreten weit mehr Anglophile als Amerikaner zu ſein ſcheint, gelegentlich von der künftigen Möglichkeit eines politiſchen Zuſammenſchluſſes der angelſächſiſchen

Digitized by Google

Raſſe in der Welt geſprochen hat, ſo zeigt er damit nur, daß er ſich nicht zum Vollſtrecker des letzten Willens eines Waſhington eignet; daß ihm das Verſtändnis für den Werdegang und das Selbſtbeſtimmungsrecht der amerikaniſchen Nation völlig abgeht. Im übrigen hat er es in Deutſchland auch ſehr wohl verſtanden, ganz anders zu ſprechen, wenn es ihm eben nützlich erſchien. —

Und weil der nationaliſtiſche Zug im amerikaniſchen Volke noch nicht vorhanden iſt, hat man für den Staatenbau von Amerika einen neuen, in der Völkergeſchichte bisher unbekannten Grundbegriff geſchaffen. Das iſt die Monroe-Doktrin. Weit abgelegen von nationalen oder völkiſchen Gedankengängen, beruht dieſe amerikaniſche politiſche Lehre auf rein geographiſcher Grundlage. Ihre bisherige praktiſche Durchführung erinnert, wenn man Großes mit Kleinem vergleichen darf, an das „Bauernlegen", das in Deutſchland ja nicht ganz unbekannt iſt. Ein ſchwacher Staat nach dem anderen wird dem amerikaniſchen Staatenbund angegliedert. Fremder Beſitz, der ſtörend dazwiſchen liegt, wird — wo es nötig iſt auch mit Gewalt oder mit anderen engliſch-amerikaniſchen Mitteln — ausgemerzt. Das Verbot des fremden Neueindringens oder der Gebietserweiterung einer auswärtigen Macht ſoll das politiſche Fideikommiß Amerikas auf dem Boden der neuen Welt für alle Zukunft ſicherſtellen. Ein Beſtandteil des Völkerrechts iſt die Monroe-Doktrin natürlich nicht, und ſie braucht es auch gar nicht zu werden. „Macht geht vor Recht" meinte einmal der Senator Cummins im Parlament; „und das Schwert iſt für

Digitized by Google

alle Fälle der ſicherſte Vertrag!“ Es kommt alſo nur darauf an, ob die Vereinigten Staaten von Amerika die Kraft haben, dieſem politiſchen Fundamentalſatz ihres ſtaatlichen Werdeganges dauernd Geltung zu ſchaffen. Bisher iſt der amerikaniſchen Regierung das überall und in glänzender Weiſe gelungen. Ein Erfolg hat ſich an den anderen gereiht. Man weiß, wie kläglich Frankreichs Verſuch, ſich in Mexiko feſtzuſetzen und damit ſeinem Panamakanalbau die territoriale Rückendeckung zu ſchaffen, mißlungen iſt. Spanien wurde mit Waffengewalt ſeines alten Kolonialbeſitzes beraubt. Panama wurde dauernd erworben. Und niemand wird den Eifer überſehen, mit dem man in Amerika unter Anwendung jeden Mittels an der Gewinnung Mexikos für das Sternenbanner arbeitet. Endlich haben die indiskreten Wahlzänkereien Rooſevelts mit ſeinem alten Freunde Taft den Vorhang auch von den geheimen amerikaniſchen Staatsintrigen gezogen, die auf die Losreißung Kanadas von England hinausliefen. Das verſteht man; wenn irgendein großes Ziel in der natürlichen Richtlinie der panamerikaniſchen Politik liegt, muß es die Gewinnung Kanadas für das Sternenbanner ſein!

Die Krönung des großartigen Monroedoktrin-Gebäudes bildet der Panamakanal in amerikaniſchem Beſitz. In Amerika hat man ſich weder vor den lichtſcheuen Geſpenſtern gefürchtet, die in den verkrachten Trümmern der franzöſiſchen „Panamakanal-Baufteile“ umgingen, noch vor dem engliſchen Weltmeertrotz, der ſich anfänglich den amerikaniſchen Plänen mit aller Entſchiedenheit entgegenſtemmte. Ohne Zweifel liegt hier eine hervorragende Leiſtung der amerikaniſchen Diplomatie vor; ein

Digitized by Google

Schulbeiſpiel dafür, daß die hohe Politik ſich auch ohne Diplomatenſchule und ohne Aſſeſſorexamen machen läßt. Vor der zielbewußten Arbeit der Amerikaner iſt die engliſche Politik Schritt für Schritt zurückgewichen. Nach dem Clayton-Bulwer-Vertrag von 1850 ſollte der Panamakanal durchaus neutral und ohne jede Befeſtigung bleiben. Und 50 Jahre ſpäter im Hay-Pauncefote-Vertrag von 1905 erhielt Amerika die ausſchließliche Kontrolle und das Befeſtigungsrecht des neuen Meerweges! Zum erſten Male beherrſcht eine andere Nation als die britiſche den alleinigen nächſten Zugang zu zwei großen Ozeanen, und England ſtreicht die Flagge vor den Streifen und Sternen Amerikas auf dem neuen Welttheater des Stillen Ozeans. Man ſieht, an dieſer Stelle fehlt bereits eines der ſtärkſten Glieder in der Kette, mit der die engliſche Weltherrſchaft bisher alle Meere der Erde umſpannt hielt. Der Panamakanal iſt aber nicht allein der ſtärkſte Schlußſtein der Monroe-Doktrin, er iſt auch das Eingangstor für die amerikaniſche Weltherrſchaft. Das damalige Schlagwort von dem „Friedenswerk für die ganze Menſchheit" hat ſich recht ſchnell zur leeren Phraſe verflüchtigt!

Gegen die Verwirklichung der imperialiſtiſchen Politik im Weißen Hauſe von Waſhington haben ſich die altamerikaniſchen Kreiſe lange mit Erfolg gewehrt. Die Gedanken der Monroe-Doktrin und des Imperialismus ſollten ſich auch im Grunde genommen gegenſeitig ausſchließen. Wenn die Vereinigten Staaten für ſich die Berechtigung zu einem diktatoriſchen „Rühr' mich nicht an" für Amerika in Anſpruch nehmen,

Digitized by Google

dann müßten ſie folgerichtig auch ſelbſt ſich jedes Übergriffes auf nichtamerikaniſche Erde grundſätzlich enthalten. Das iſt eine Forderung der allereinfachſten Logik. Aber Volksſtimmungen folgen nicht logiſchen Schlüſſen und ſind immer mächtiger als die ruhige Überlegung. So wurde auch die amerikaniſche Welt im Taumel der wohlfeilen Siege über das altersſchwache Spanien hineingeriſſen in die imperialiſtiſche Flut. Jung-Amerika kennt nichts von jenem wundervollen Reſpekt der europäiſchen Menſchen vor dem Ehrwürdigen in der geſchichtlichen Vergangenheit des Vaterlandes. Mit einem kühnen Satz, ohne langes Beſinnen, ſetzte man ſich über alle traditionellen Grundſätze der amerikaniſchen Politik hinweg. In dem politiſchen Leben des amerikaniſchen Volkes bildet darum die Eroberung und der ſpätere Ankauf der Philippinen ſicher den wichtigſten, aber vielleicht auch verhängnisvollſten Wendepunkt ſeit dem Sezeſſionskriege. Das Ringen der neuen Welt um die Herrſchaft der Erde war damit begonnen, mit Blut und mit Geld. Ob es für die Vereinigten Staaten bei ihrer überaus günſtigen Weltlage zwiſchen zwei Meeren und im gemäßigten wie tropiſchen Klima, bei dem Reichtum an noch unerſchloſſenem Kulturland und bei der Vielſeitigkeit der eigenen Bodenproduktion auch an tropiſchen Rohſtoffen ſchon eine zwingende Notwendigkeit, ein unabweisbares Lebensintereſſe war, nach weitentlegenen überſeeiſchen Gebieten die Hände auszuſtrecken? Die Frage wird in Amerika von ruhigen Politikern heute wieder vielfach erörtert. Mit Recht; denn eine ſolche imperialiſtiſche Politik iſt immer reich mit allen Kriegsmöglichkeiten beladen.

Digitized by Google

Aber uns geht das ebenſowenig an, wie die Unterſuchung darüber, ob die Union nicht weiſer gehandelt hätte, ſich mehr innere wirtſchaftliche und vor allem nationale Feſtigkeit, jene völkiſche Sinneseinheit zu ſchaffen, die für den weiteren Ausbau des Rieſenreiches auf amerikaniſchem Boden ſelbſt dringend erforderlich erſcheint; oder ob die völkiſche Wehrkraft im richtigen Verhältnis ſteht zur Größe des unternommenen Wettkampfes um die Weltherrſchaft. Ich glaube, ſchon die bisherigen Ergebniſſe des vor unſeren Augen tobenden Weltkrieges, die Menſchen- und Waffennot Englands unſerer Tage müßten das amerikaniſche Volk überzeugen, daß man mit Soldtruppen aus aller Herren Länder eine Weltherrſchaft weder behaupten, noch viel weniger erobern kann, auch nicht mit Geld. Oder ſollte das praktiſche Amerika für „Kulturimperialismus", jenen modernſten Aberglauben ſchwärmen, den deutſche Ideologen nicht müde werden, uns anzupreiſen? Das glaube, wer mag! — Aber alle ſolche Erwägungen kommen heute zu ſpät. Das amerikaniſche Volk iſt bereits mitten im Wettrennen. Ein „Zurück" kann es für das ſtolze Amerika zunächſt nicht geben. Das weiß der agitatoriſche Bannerträger der imperialiſtiſchen Bewegung Rooſevelt ſehr wohl, und er ſpart weder Peitſche noch Sporen, um wie ein wilder Reiter den amerikaniſchen Staatsgaul auf der Weltbahn vorwärts zu treiben. Für ihn beginnt jetzt, wie er ſelbſt ſagt, „eine neue Ära in der Geſchichte der Menſchheit, die des Stillen Ozeans". Und die Herrſchaft über dieſes Meer muß nach ſeiner Meinung den Vereinigten Staaten gehören. Er will „alle vorteilhaften

Digitized by Google

Punkte von Amerika beſetzt" wiſſen, um „auf die Zukunft der öſtlichen und weſtlichen Ozeane Einfluß üben zu können". Der Gedanke iſt nicht gerade neu; es iſt genau derſelbe, mit dem England zu ſeiner Weltſeeherrſchaft gelangt iſt. Es iſt die Politik der Gewalt, die allen bekannten Welteroberern der Geſchichte die Waffen in die Hand gedrückt hat und die ſeit Jahrhunderten auch das ruſſiſche Zarentum immer von neuem in die blutigſten Eroberungskriege treibt. Sie iſt aber auch ſtets, ſoweit wir die Vergangenheit der Menſchheit überblicken können, ſchließlich an dem heroiſchen Verzweiflungskampf der unterdrückten Völker geſcheitert. „Ebenſo verderblich wie die Einbuße nationaler Selbſtändigkeit iſt für ein Volk auch das Streben nach grenzenloſer Weltherrſchaft." Dieſe Kritik des Imperialismus, die Sybel in ſeinen „Kleinen Schriften" aufzeichnet, iſt ganz gewiß richtig. Und ich kann auch nicht finden, daß der imperialiſtiſche Gedanke für den Geſchichtskundigen irgendwelchen Reiz der Neuheit hätte. Der Zweck iſt ſeit den urälteſten Zeiten bis heute derſelbe geblieben, nur die Mittel ſind andere, furchtbarere geworden. Und modern iſt am Imperialismus nur die ſprachliche Einkleidung des Weltherrſchaftsgedankens, und dann daß ſeine Verwirklichung in unſeren Tagen des ins Rieſenhafte geſteigerten Weltverkehrs in erſter Linie zur See geſucht wird. Meeresherrſchaft iſt heute faſt dasſelbe wie Weltherrſchaft geworden.

Daß ein guter Volksredner, wie es Rooſevelt wohl ſein muß, mit einem ſo ſchmeichelhaften Ausblick auf die weltpolitiſche Zukunft und Größe des amerikaniſchen Volkes, als eines

Digitized by Google

unumschränkten Herrn der Meere, in amerikanischen Volksversammlungen großen Eindruck machen muß, kann Niemanden verwundern, der die Massenpsychose etwas näher studiert hat. Aber ein Politiker, der nicht nur um den Ruhm eines populären Volkstribunen geizt, wird sich nicht verhehlen, daß in diesem imperialistischen Zuge unserer Tage auch eine starke Ähnlichkeit mit jener blinden „Jagd nach dem Glück" besteht, die Spangenberg einst in meisterhafter allegorischer Darstellung auf die Leinwand geworfen hat.

Ganz in dieser Rooseveltschen Auffassung von der imperialistischen Mission seines Volkes der „Amerikanisierung der ganzen Erde" erschien auch die Prunkfahrt der amerikanischen Schlachtflotte durch den Stillen Ozean vor einigen Jahren. Unsere Zeit leidet unleugbar überall stark an der Modekrankheit, ernste politische Aktionen auf einen gewissen Theatereffekt zuzustutzen; das „Dekorative in der Politik" stärker, als es gerade nötig ist, zu betonen. Nirgends tritt das aber so scharf hervor, wie in Amerika, dem gelobten Lande der Reklame. Noch niemals ist eine große politische Geste so theatermäßig inszeniert worden, wie dieser amerikanische Antritts-Flottenbesuch im neueröffneten Weltmeere des Ostens. Als die Sternenbanner-Königin mit ihren stolzen zwanzig Panzern unter Kanonendonner und dem endlosen Hurrageschrei der Australier damals einfuhr in Sydney, konnte einem kühlen Beobachter die dicke Schminke nicht verborgen bleiben, die sie aufgelegt hatte. Mir kam dabei unwillkürlich die Erinnerung an jene berühmten Vermählungsfahrten der venezianischen Dogen auf

Digitized by Google

das Meer hinaus in den Sinn, die auch mehr Theaterputz zur Täuschung der Welt zeigten, als inneren politischen Wert. Dazu stimmte das pomphafte Auftreten des nicht gerade übermäßig diplomatisch beanlagten amerikanischen Admirals als „Schirmherr des Stillen Ozeans“ und insbesondere des „weißen Australasiens“. Der ehrliche Seebär scheute sich bei seinem ersten Auftreten auf englischem Boden, dazu noch in Gegenwart des englischen Gouverneurs, nicht, von Neuseeland und Australien als von einem „neueren Amerika“ zu sprechen und das weiße australische Volk in feierlicher Ansprache unter den besonderen Schutz der Vereinigten Staaten zu stellen, falls das Mutterland dazu nicht mehr imstande sein sollte. Alles mit dem recht verständlichen Hinweis auf die der weißen Rasse drohende „gelbe Gefahr“. Natürlich fand das an allen Enden Australiens einen gewaltigen, freudigen Widerhall. Denn man kennt dortzulande keine größere politische Sorge, als die vor einer japanischen Vergewaltigung. Es war nicht zu verwundern, daß die australische Presse mit besonderem Vergnügen die ganz gewiß für England nicht schmeichelhaften Gedanken weiterspann. Niemals ist die öffentliche Meinung Australiens in der Politik so einmütig gewesen, wie in diesen amerikanischen Festtagen, niemals war die amerikanische Freundschaft dort populärer. Man sprach mit Begeisterung von Amerika als von dem „älteren Bruder“, der gewillt sei, den ihm zukommenden Teil der „Last des weißen Mannes“ zu tragen. Es war das nichts anderes, als das demonstrative Aufbäumen des Rassengefühls im australischen Volke gegen das eigene Vaterland und dessen unnatürliches Bündnis

Digitized by Google

mit dem gelben Erbfeind allen weißen Volkes im Stillen Ozean. Man nannte die amerikanische Armada „die erste Verteidigungslinie für Australien". „Mein Kind", fragte in dem gelesensten Sydneyer Witzblatt Onkel Jonathan den kleinen australischen Buben, „hat deine Mutter auch so schöne Schiffe?" „Ich weiß es nicht", war die Antwort, „ich habe sie noch niemals gesehen!" Eine herbe Kritik der englischen Politik; aber gerechtfertigt, wenn man gegenüber den wundervollen amerikanischen Panzerschiffen einen Blick warf auf die alten englischen Eisenkasten, die in Sydney zurückgeblieben waren. Über die Angst vor der deutschen Gefahr ließ England das herrliche Kolonialland da unten fast völlig wehrlos. Nein; von dem stolzen imperialistischen „Britannia rules the waves!" war damals schon nicht allzuviel im Stillen Ozean mehr zu spüren. Das amerikanische Sternenbanner und die japanische Flagge mit dem roten Ball flatterten viel lustiger im Winde als der „Union Jack". Seit jenen Tagen ist es zusehends noch mehr bergab gegangen mit der englischen Weltherrschaft draußen, und aus der glänzenden Meeresfürstin von ehedem ist — um mit dem großen Shakespeare zu reden — eine recht „schlotterige Königin" geworden. Seit Jahren bereits bindet nur die Rücksicht auf den eigenen Vorteil die australische Republik an England. „Sprechen Sie doch nicht vom britischen Reich", hatte der australische Premierminister und Führer der Arbeiterpartei Mr. Fisher zu dem Friedensapostel Stead gesagt. „Wir sind kein Reich, wir sind unabhängige, uns selbst regierende Staaten. Wir erkennen einen Zwang nicht an, jeden Krieg Englands mitzumachen. . . .

Digitized by Google

Im Falle eines Angriffes hätten wir uns zu entscheiden, ob wir uns verteidigen, oder die englische Flagge niederholen wollen, falls wir den Krieg für ungerecht hielten und Englands Feind im Recht glaubten." Es läßt tief blicken, daß die australische Regierung heute gerade diesen selben Mr. Fisher zum Kommissar, d. h. zum „bevollmächtigten Gesandten" nach London gesandt hat! Wenn trotzdem in diesem Weltkrieg Australien an die Seite Englands getreten ist, so hat die Entscheidung für diesen Schritt allein das natürliche staatliche Interesse abgegeben, das die Commonwealth an der Erwerbung von Deutsch-Neuguinea für Australien hatte. Es war der erste Akt der australischen Monroe-Doktrin, die alle politischen Parteien Australiens beherrscht. Aber man täusche sich nicht; ein Zweifel kann darüber nicht bestehen, daß Australien sich in aller Ruhe auch — für eine nichtenglische Zukunft vorbereitet! —

Eine in großen Zügen hingeworfene Skizze von der gegenwärtigen politischen Lage im Stillen Ozean, ohne Anspruch auf Vollständigkeit. Ein Bild aus der Vogelschau, wie es sich vor dem Auge dessen malt, der fast die Hälfte seiner Mannesjahre damit zugebracht hat, den politischen Werdegang der Dinge im Stillen Ozean am Schauplatze da draußen selbst, oder vom Fenster der Wilhelmstraße aus aufmerksam zu beobachten. Aber so kurz gefaßt die Darstellung auch sein mußte, so hoffe ich doch, daß man aus ihr das Wesen und Wirken der gigantischen Völkerdämmerung in der Antipodenwelt richtig erkennt. Das Alte in kurzer Frist in das Halbdunkel geschichtlicher Erinnerung versenkt, fast schon vergessen in der Hast des Umschwungs. Und

Digitized by Google

über dem Erstehen neuer Staaten und der Wiedergeburt von alten Kulturvölkern zu modernen Mächten ist die englische Weltherrschaft im Stillen Ozean kampflos beiseite geschoben worden. Über die Vorbereitungen zum Kampf gegen das Phantom einer deutschen Gefahr hat England seine Mission im Namen der weißen Rasse aufgegeben und damit seine Weltstellung im zukunftreichen Osten leichtsinnig geopfert. Die neuen Großmächte, das amerikanische und das japanische Volk, die in wenigen Jahren die Herrenvölker der östlichen Halbkugel geworden sind, glauben nicht mehr an die alte weltbeherrschende, unüberwindliche Seegewalt Englands. Vor Beginn der Seeschlacht bei den Falklandsinseln, so berichteten in häßlicher Überhebung japanische Blätter, hatte das englische Flottenkommando die Unterstellung der japanischen Seestreitkräfte gefordert. Das Ansinnen lehnte der japanische Admiral mit verletzender Schärfe rundweg ab. „Im großen Weltmeer westlich des amerikanischen Kontinents", hatte der kleine Japaner stolz geantwortet, „gibt es heute nur eine Oberhoheit, und das ist die japanische!" Man sieht, der „Respekt" ist dahin. In dieser Völkerdämmerung im Stillen Ozean ist der Dreizack des Meeres der Faust des englischen Wuotan bereits entglitten. Der Traum der englischen Weltherrschaft scheint da draußen ausgeträumt. Es sind neue mächtigere Götter erstanden, und deren Gedanken sind heute nur noch auf die englische Erbschaft in jenen Zonen gerichtet. In Amerika und Japan glaubt man schon den Übergang der Weltpolitik aus den europäischen Meeren auf den Stillen Ozean zu sehen. Und noch mitten im Weltkrieg steckt

Digitized by Google

man ſchon im fernen Oſten den neuen Kampfplatz ab, auf dem die Entſcheidung über die Machtfrage in dem größten Meere der Erde ausgefochten werden ſoll. Es ſcheint ein unabänderliches Verhängnis für das Erdengeſchlecht zu ſein, daß die Völker nur erſt über Maſſengräbern zur Verſtändigung kommen können. Gewitterſchwül brütet die Zeit ſchon heute auch über dem „Großen Meer des ewigen Friedens". —

Wenn man allein auf die herausfordernde Sprache der öffentlichen Meinung in den Vereinigten Staaten und in Japan hört, ſcheint es, als wäre der Kampf zwiſchen den beiden Völkern unvermeidlich. Es ſieht ſo drohend aus, als müßte das Wetter auch im fernen Oſten jeden Augenblick losbrechen. Hüben wie drüben fordert man die Vorherrſchaft im Stillen Ozean für ſich. Nur in den demokratiſchen Kreiſen, die heute in Amerika das Regiment führen, iſt man optimiſtiſch genug, um noch an einen friedlichen Ausgleich mit den Japanern zu glauben. Man ſpricht von dem Aufgeben der Herrſchaft in den Philippinen, von der Errichtung einer Republik in Manila unter dem Protektorate Amerikas. Ich glaube, dieſe Brücke zur Verſtändigung wird nicht tragfähig genug ſein für den japaniſchen Willen zur Macht. Nicht umſonſt führt das Inſelreich als ſein Symbol die aufgehende Sonne; und zwei Sonnen können nicht in einer Bahn kreiſen, ohne über kurz oder lang zuſammenzuſtoßen. In Japan ſind die Abgaben in kaum zehn Jahren faſt um dreihundert Prozent geſtiegen. Das fieberhafte Kriegsrüſten der japaniſchen Regierung zu Lande und zu Waſſer hat den größten Teil dieſer Einnahmen verſchlungen. Das Volk trägt

Digitized by Google

die Opfer mit ſtoiſchem Gleichmut; man weiß, ſie ſind dem Aufſtieg des Vaterlandes zur herrſchenden Macht im Oſten und im Stillen Ozean gebracht. Der Weg zur Vorherrſchaft aber kann nur durch die Pforten des Sieges über das weiße Volk der Amerikaner gehen, den einzigen noch ebenbürtigen Nebenbuhler. Wie kann man in nächſter Nachbarſchaft ſo blind ſein, um nicht dieſe drohenden Zeichen der Zeit in ihrer ganzen Gefährlichkeit zu erkennen!

Der Weltkrieg hat zwiſchen den beiden Rivalen überall neue Reibeflächen gezeitigt. Vielleicht wird diplomatiſche Kunſt ſie noch für ein Weilchen friedlich überglätten. Aber die ſchroffen, unüberbrückbaren Gegenſätze zwiſchen der weißen Macht von Amerika und der gelben in Oſtaſien wird keine menſchliche Weisheit auf die Dauer aus der Welt ſchaffen können. Nicht allein in Mexiko und in China iſt Japan auf dem Marſche; auch dicht neben dem Sternenbanner auf der Marianeninſel Guam, dem Hauptſtützpunkt des amerikaniſchen Seekabels von San Franzisko nach Manila, weht heute ſchon die japaniſche Flagge in den Marianen und auf der Karolineninſel Yap, dem Endpunkt des deutſchen Kabels nach Guam. Die kleinen, aber felſenſicheren Häfen auf den Karolineninſeln Kuſaie und Ponapé ſind gefährliche Ausfalltore für die japaniſchen Kreuzer und Unterſeeboote gegenüber den amerikaniſchen Außenforts und Panzern in Manila. Dazu die hervorragende Ausgeſtaltung der japaniſchen Wehrkraft und die innere ſtaatliche und völkiſche Geſchloſſenheit des gelben Volkes. Das Mikadoreich ſtützt ſich heute ſchon nicht mehr allein auf ſeine Inſeln; hinter ihnen liegt

Digitized by Google

ein ſtarkes oſtaſiatiſches Feſtland, das durch die Rückverſicherung mit Rußland, noch mehr aber durch den ruſſiſchen Krieg in Europa völlig gedeckt iſt. Raſſenſtimmung und die geſchickte japaniſche Diplomatie, heute nicht mehr behindert durch den Einfluß der europäiſchen Mächte, werden über kurz oder lang ſo oder ſo den Weg zu finden wiſſen zu einer einheitlichen Zuſammenfaſſung der ungeheueren oſtaſiatiſchen Kräfte. Die Japaner haben lange genug in Deutſchland gelebt und beobachtet, um die Wucht des nationalen, völkiſchen Einheitsgedankens richtig zu bewerten. Man unterſchätze doch ja nicht die Entſchloſſenheit und Verſchlagenheit, die ſich im japaniſchen Volke verkörpert.

In der amerikaniſchen Preſſe, ganz beſonders in den Weſtſtaaten, iſt man leidenſchaftlicher als in Japan; es klingt ein ſtarker Unterton ſiegesſicherer Überhebung heraus, wie ihn Rußland vor dem japaniſchen Kriege in Oſtaſien anſchlug. Drohen ohne zu treffen heißt aber in der Politik nichts anderes, als einen Fehlſchlag tun. Es will mich bedünken, als hielten die Vorbereitungen für den kommenden Sturm auf amerikaniſchem Boden ſelbſt nicht gleichen Schritt mit den kriegeriſchen Worten, die man von dort vernimmt. Falſche Sicherheit und Unterſchätzung des Gegners ſind treuloſe Geſellen; ſie verlaſſen uns in der Kriegszeit zuerſt. Ganz gewiß iſt das amerikaniſche Volk in ſeinem ungeheuren Reichtum, in ſeinen Kriegshilfsmitteln, in ſeiner Schlachtflotte und in ſeiner ſtrategiſchen Verteidigungsſtellung vor der amerikaniſchen Küſte den Japanern weit überlegen. Amerika hat ſich in dem Pearl Harbour auf Oahu in

Digitized by Google

den Hawaiinseln ein scheinbar uneinnehmbares Malta für den Stillen Ozean geschaffen. Aber man sollte drüben auch nicht übersehen, daß in Honolulu 90000 Japaner, darunter 35000 altgediente Soldaten, nur auf das Wort ihres Mikado warten, um auf den Inseln selbst den Krieg zu beginnen. An Waffen und Munition fehlt es ihnen sicherlich nicht, die, auf Schleichwegen eingeführt, an verborgenen Plätzen aufgestapelt sind. Man kennt die Gewissenlosigkeit der amerikanischen Kriegslieferanten. In verbrecherischen vaterlandslosen Leichtsinn verschwenden sie — wir sehen es ja in diesem Weltkriege täglich vor Augen — die in Amerika vorhandenen Kriegsmittel überall hin, auch nach Japan. Die amerikanischen Kriegslieferungen, die angeblich für russische Rechnung bisher nach dem Inselreich gegangen sind, übersteigen bei weitem das, was von Japan an Rußland abgegeben worden ist. Es wäre für das große amerikanische Volk eine patriotische Tat, diesen skrupellosen Kriegslieferanten unnachsichtlich auf die Finger zu klopfen. Es sind dieselben Leute der großen Worte, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, Amerika in den Konflikt mit Deutschland hineinzuhetzen, das der gegebene Bundesgenosse der Vereinigten Staaten bei der Durchführung ihrer weißen Mission im fernen Osten ist und sein muß! Oder sollen in einem Kriege Amerikas mit Japan am Ende noch amerikanische Bürger von amerikanischen Kugeln der gelben Leute in den Sand gestreckt werden?

Noch weit gewaltiger erscheint die amerikanische Rüstung im Panamakanal. Ganz gewiß eine strategische Seemacht-

Digitized by Google

ſtellung für die Vereinigten Staaten, wie ſie kaum zum zweiten Male ſich auf der Erde findet. Sie hat das Gleichgewicht im Stillen Ozean mit einem Schlage zugunſten von Amerika umgeworfen, die amerikaniſche Flotte iſt damit verdoppelt, ihre Bewegungsfreiheit außerordentlich geſteigert. Aber man vergeſſe darüber doch auch in Amerika nicht, daß man es im Kampfe mit Japan mit einer weit überlegenen, kriegsgeübten Landarmee zu tun haben wird, die — erſt in Mexiko — ſelbſt eine ſo ſtarke Flottenbaſis, wie ſie der Panamakanal abgibt, ohne Rückſicht auf Menſchenverluſte zu erobern ſuchen wird. Das Beiſpiel der Einnahme von Port Arthur, das in ruſſiſchen Kreiſen auch als uneinnehmbar galt, ſollte eine ernſte Warnung ſein. Und daß die amerikaniſche Landarmee zurzeit noch gänzlich unzulänglich iſt, hat das amerikaniſche Volk vor noch nicht langer Zeit erſt wieder aus dem offenherzigen Bekenntnis des eigenen Kriegsdepartements erfahren. Auch die Vereinigten Staaten werden, glaube ich, darum gut tun, den altjapaniſchen Spruch zu beherzigen, und werden „den Kriegshelm feſter binden müſſen“. Denn nachdem Rußland verſagt und England die Miſſion eines Schirmherrn der weißen Raſſe im Stillen Ozean durch ſein Bündnis mit Japan ſich ein für allemal verſcherzt hat, ſind die Augen allen weißen Volkes da draußen auf die Vereinigten Staaten von Amerika gerichtet. Vorläufig ſpritzen ſich die weißen und gelben Publiziſten erſt nur mit Tinte an; aber in unſerer Zeit ſind ſie die erſten Vorboten der Kriege. Bei der herausfordernden Fechterſtellung, die beide Völker gegeneinander eingenommen haben, kann es auch im fernen

Digitized by Google

Oſten über Nacht zur Blutprobe kommen. Und dann ſchlägt auch für das deutſche Volk die Stunde der Abrechnung!

Und wir? Nun, man ſieht, die Welt iſt wieder einmal aus den Fugen, nicht nur in Europa; an allen Ecken und Enden der Erde ſpürt man den unheimlichen Brandgeruch des Krieges, noch bevor die Feuergarben neuer Kämpfe den fernen Horizont malen in blutrotem Schein. Es ſieht ganz ſo aus, als wenn an alle Völker, die von den heroiſchen Impulſen des Willens zur Macht und zur Weltgeltung getragen werden, der ernſte entſcheidende Schickſalsruf allen nationalen Werdens und Vergehens heute ergangen wäre: „Zu den Waffen"! Darüber ſcheint eine ganze Rotte von apokalyptiſchen Reitern, ärger, erbarmungsloſer, mörderiſcher als jemals in einem Völkerkriege vorher, auf die Menſchheit losgelaſſen zu ſein. Unter ihrer Senſe fallen die Beſten, die Tapferſten unſeres Volkes, und in Strömen fließt das Blut dahin; Gott ſei's gedankt meiſt auf fremdem Boden. Kaum zum Atemholen iſt Zeit, geſchweige denn zur Ruhe. Nein, unſer tapferes Volk iſt noch lange nicht am Ziele. Wie weit mag noch der Blutweg bis zum Frieden ſein? Wer kennt die Zukunftsloſe? Aber eins wiſſen wir alle in unerſchütterlicher Seelenzuverſicht heute ſchon: „Wir werden ſiegen, komme, was kommen mag"! —

Übergroß iſt inzwiſchen in allen deutſchen Landen die Gemeinde derer geworden, die der Weltkrieg ihrer Söhne beraubt hat. Wir klagen nicht, daß das Vaterland auch von uns das Blutopfer eingefordert hat. Sie ſtarben den ſchönſten, ritter-

Digitized by Google

lichſten Tod, den das Geſchick einem tapfern Manne beſcheren kann, für das Vaterland und im Siege. Jeder ging, wie Valentin im Sterben ſagt, „durch den Todesſchlaf zu Gott ein, als Soldat und brav!“ Aber wie mancher der gefallenen Helden mag im Todeskampf auch noch etwas von dem Fluch desſelben Valentin auf den Lippen gehabt haben, gegen Frau Marthe — England:

„Könnt' ich dir nur an den dürren Leib,
Du ſchändlich kupplerisches Weib!
Da hofft' ich aller meiner Sünden
Vergebung reiche Maß zu finden!“

Warum das? Weil das deutſche Volk einhellig im künftigen Frieden eine klare Abrechnung fordert, vor allem mit dem unſerer Feinde, der gewiſſenlos die Saat für dieſe blutige Ernte in Europa und in der Welt ausgeſtreut hat, dem jedes Mittel im Kampfe gegen eine friedliche Nation vom Treubruch bis zum Meuchelmord recht ſcheint, mit England. Darf für die Zukunft ein Schienenweg unter dem Meere von Dover nach Calais die feſte Brücke ſein zwiſchen England und ſeinem franzöſiſchen Vaſallen zu dauernder Kriegsbedrohung unſeres deutſchen Vaterlandes? Oder ſoll die Freiheit der Meere, um die das deutſche Volk heute kämpft, etwa nur auf „Diplomatenpapier“ und „unter Garantie des Friedensgerichts im Haag“ verbürgt werden? Zu rechter Zeit läßt Ballin von der Seekante her einen ernſten Warnruf dagegen erſchallen. Wollte Gott, man hörte auf ihn! Der künftige deutſche Friede muß

Digitized by Google

auf so feſter Unterlage ruhen, daß wir uns nicht zu ſchämen brauchen vor unſeren erſchlagenen Söhnen, wenn wir mit ihnen Zwieſprache halten in ſchlafloſer Nacht oder auf einſamen Waldwegen! Dafür haben unſere Tapfern geſtritten und freudig ihr Herzblut hingegeben! —

Unſer nüchternes, geſundes Volk hegt ganz gewiß nicht hochfliegende imperialiſtiſche Eroberungspläne, nicht den Schatten eines Gedankens an eine céſariſche Weltherrſchaft, wie ſie ſeit Peters des Großen Zeit dem ruſſiſchen Zarentum für den europäiſch-aſiatiſchen Kontinent vorſchwebt. Wir denken auch nicht daran, die Wege zu wandeln, die England hinaufgeführt haben zu ſeiner meerbeherrſchenden Weltſtellung. Nein, den unſeligen Ehrgeiz, die „Übernation" auf dieſer Erde zu werden, hat unſer deutſches Volk, Gott ſei's gedankt, niemals gehabt. Es iſt ein Grundgeſetz der Weltgeſchichte, und ein gerechtes, dem wir Deutſche uns willig unterwerfen, daß kein Volk der Erde ſeinen Machtwillen der ganzen Welt aufzwingen darf. Wir wollen nur unſere Freiheit haben, die Möglichkeit zur friedlichen Kulturarbeit in Europa und auf den Meeren, und keine Macht der Erde ſoll uns dies ewige Recht verkümmern dürfen. Wir ſind auf dem Boden des Nationalſtaates groß geworden; dort ſollen die Wurzeln unſerer Kraft auch als Weltmacht verankert bleiben. Der Reichsgedanke iſt es, der unſer Volk daheim und überſee zuſammenhalten muß. Und dieſe Reichsenergie und der deutſchnationale Sinn werden allein die Leitſterne ſein, die unſerer auswärtigen weltumfaſſenden Politik in allen kommenden Stürmen voranzuleuchten haben. Darum muß Deutſchland,

Digitized by Google

als das Herz der deutschen Weltmacht, kräftiger werden, unverwundbar stark aus dem Siegfriedsbad dieses Weltringens hervorgehen. Denn alle großen Kolonialmächte — das ist geschichtskundig — verfielen unrettbar dem schleichenden Tode, sobald dem Mutterlande die Machtunterlage oder die Lebensenergie verloren ging, um den Kreislauf des völkischen Blutes von daheim durch die überseeischen Länder in gesunder Bewegung zu erhalten. Letzten Endes ist das ja auch das Motiv Englands zum Kriege gegen uns; es fürchtete, daß die Kraftzentrale des englischen Weltreichs, das Britenland, von den Deutschen wirtschaftlich und politisch bedroht sei. Darum ist auch kein Kolonialbesitz in der Welt von solchem Lebenswert für Deutschland wie seine Stärkung in Europa. —

Es ist kein Imperialismus, den das deutsche Volk betreibt, es ist praktischer Nationalismus einer Weltmacht. Darum wollen wir auch nichts von dem blassen Gedanken eines deutschen Kulturimperiums wissen. Wir denken gar nicht daran, anderen Kulturvölkern auf Kosten ihrer ererbten Kultur unser geistiges Gepräge aufdrücken zu wollen. Wir haben jetzt auch keine Zeit dazu, uns mit solchen unfruchtbaren Gedanken der Geschichtsphilosophie und der Weltweisheit abzuplagen, wo es hart auf hart geht, und wo es gilt, uns der drohenden Umklammerung unserer Feinde in Europa für Menschengedenken zu erwehren. Uns tut heute weniger not Weltweisheit, als Weltklugheit. Was Geibel einst von der „Weltgenesung" durch deutsche Art sang, darf unsere Politik der Tat nicht

Digitized by Google

ankränkeln. In der Politik haben ſolche dichteriſche Ideen, ſo ſchön ſie ſind, den faden Limonadenbeigeſchmack der platoniſchen Liebe. Auch eignet ſich das deutſche Volk, glaube ich, herzlich ſchlecht für eine ſolche Weltkulturrolle, zu der das über die ganze Erde wandernde Judentum verurteilt iſt. —

Nein; auch in den künftigen für das tapfere deutſche Volk friedlichen und feſtlichen Tagen muß das Loſungswort ſein: „Nach dem Siege binde den Helm feſter!“ So rät nicht allein der japaniſche Held; ſo tat es auch Tronje Hagen in unſerem unſterblichen Lied der Nibelungen. Das Völkerſchickſal hat es nun einmal ſo für alle Zeiten beſtimmt, daß wir kriegsluſtige Nachbarn haben. Frankreich wird auch in Zukunft ſo unruhig bleiben, wie es zu Cäſars Zeiten war. Kein Pufferſtaat wird uns vor Rußland dauernd ſchützen können; ſolche chineſiſche Mauern der Diplomatie ſind heute nicht mehr unüberſteiglich. Und wir dürfen die Lehre des japaniſchen und auch dieſes Weltkrieges nicht überſehen: Die Wunden der Kriege verheilen in keinem Lande ſo ſchnell, wie im ruſſiſchen. Darum müſſen wir neue *ſtärkere Grenzen* auch *im Oſten* haben; und dieſe feſtzuſtellen wird die Aufgabe Hindenburgs und ſeiner Strategen ſein. England wird auch künftighin die Rolle des „Netzkämpfers“ der römiſchen Arena ſpielen, lieber mit dem Garn der Intrige dem Gegner Fallen ſtellen, als mit dem Schwert ihn bekämpfen. Nein; an Völkerverſöhnung glaube in dieſer kriegeriſchen Zeit, wer kann! —

Die Tage jener friedſamen deutſchen Kleinbürgerei der Goetheſchen Spaziergänger am Oſterfeſt vor dem Stadttore:

Digitized by Google

„Man steht am Fenster, trinkt sein Gläschen aus
Und sieht den Fluß hinab die bunten Schiffe gleiten.
Dann kehrt man abends froh nach Haus
Und segnet Fried' und Friedenszeiten";

diese Tage des „Glücks im Winkel" sind für das deutsche Volk für immer dahin. Die alte deutsche Märchenwelt hinter abgeblendeten Butzenscheiben kehrt niemals zurück. Unser Volk ist ein anderes geworden, männlicher, unternehmender, kriegerischer denn je zuvor. Wir haben das zaghafte Blinzeln im Sonnenschein der großen politischen Tage verlernt; wir schreiten heute waffenklirrend über die Erde als des Donnergottes Söhne. Es ist keine Zeit mehr für die stille Kleinkunst sinnigen menschenfreundlichen Grübelns, für die Weinpoesie unserer Lieblingsdichter; es ist eine neue Erde, auf der wir leben. Und wer sich in diese Gedankenwelt unserer Zeit nicht hineindenken kann, bleibt ein unverstandener Träumer wie Rip van Winkel. Über Nacht ist ein heroisches Zeitalter heraufgezogen, und das deutsche Volk darf auch auf den Lorbeeren nicht anders schlafen, als wie es der nordische Heldenkönig Hako tat, — mit der Streitart im Arm!

Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig

Digitized by Google

Inhalt.

1. Aus der Vergangenheit . . . . . S. 5 bis 15
2. Deutsche Kulturarbeit im fremden Land . . . S. 16 bis 44
3. Die deutsche Erde im Stillen Ozean . . . . . S. 45 bis 72
4. Das Völkererwachen im Stillen Ozean und die Renaissance im fernen Osten . . . . . S. 73 bis 112
5. Das englische Welterbe im Stillen Ozean. Und wir? . . . . . S. 113 bis 144

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 060430285

Verlag von S. Hirzel in Leipzig

Heinrich von Treitschke

Ausgewählte Schriften

2 Bände. 5. Auflage. Preis geh. M. 4.80, geb. M. 6.—

Band 1 Die Freiheit. — Das deutsche Ordensland Preußen. — Luther und die deutsche Nation. — Gustav Adolf und Deutschlands Freiheit. — Milton. — Fichte und die nationale Idee. — Königin Luise. — Die Völkerschlacht bei Leipzig. — Zwei Kaiser. — Zum Gedächtnis des großen Krieges. Geh. M. 2.40, geb. M. 3.—

Band 2 Cavour. — Lessing. — Heinrich von Kleist. — Ludwig Uhland. — Otto Ludwig. — Friedrich Hebbel. Geh. M. 2.40, geb. M. 3.—

Bilder aus der deutschen Geschichte

2 Bände. 5. Auflage. Preis geh. M. 4.80, geb. M. 6.—

Band 1 Politisch-Soziale Bilder. Nationale Erstarkung und Erhebung. Der Anfang des Befreiungskrieges. Die Schlacht bei Belle-Alliance. Die konstitutionelle Bewegung. Friedrich Wilhelm IV. Die soziale Bewegung der 40er Jahre. Das Gefecht von Eckernförde. Geh. M. 2.40, geb. M. 3.—

Band 2 Kulturhistorisch-Literarische Bilder. Die goldenen Tage von Weimar. Literatur und Kunst im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts. Dichtung und Kunst nach dem Befreiungskriege. Radikalismus und Judentum. Das souveräne Feuilleton. Berlin am Ausgang der Regierung Friedrich Wilhelms III. Die preußische Residenz während der Anfänge Friedrich Wilhelms IV. Poesie und Kunst der 40er Jahre. Geh. M. 2.40, geb. M. 3.—

Digitized by Google

Digitized by Google